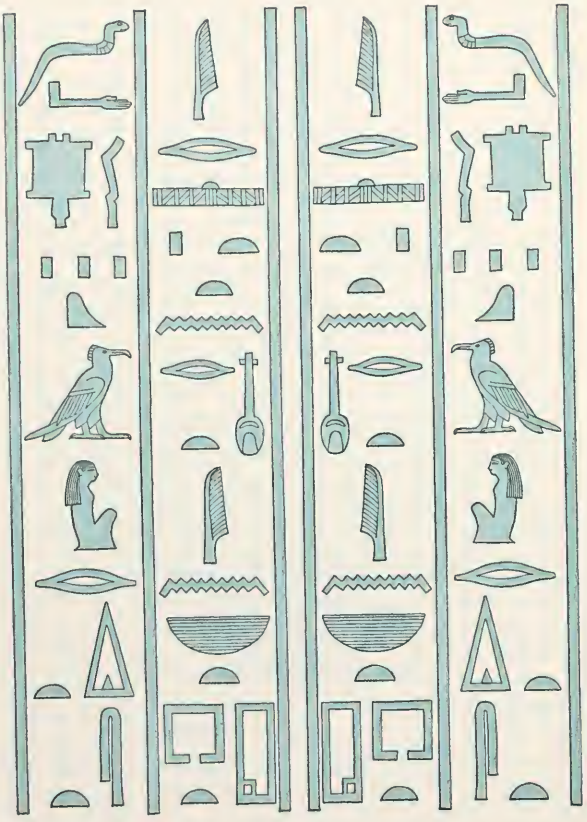
NYU IFA LIBRARY
3 1162 04538689 4



UNTERSUCHUNGEN

ZUR

GESCHICHTE UND ALTERTUMSKUNDE

AEGYPTENS

BEGRÜNDET VON KURT SETHE

HERAUSGEGEBEN VON

HERMANN KEES

T 57
.U61

ZWÖLFTER BAND

1964

Georg Olms Verlagsbuchhandlung
Hildesheim

UNTERSUCHUNGEN

ZUR

GESCHICHTE UND ALTERTUMSKUNDE

AEGYPTENS

BEGRÜNDET VON KURT SETHE

HERAUSGEGEBEN VON

HERMANN KEES

ZWÖLFTER BAND

1964

Georg Olms Verlagsbuchhandlung
Hildesheim

Fine Arts
DT
57
.U61
bd.12

Reprografischer Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1939
Mit Genehmigung des Verlages J. C. Hinrichs, Leipzig
Printed in Germany
Herstellung: fotokop, Reprografischer Betrieb GmbH., Darmstadt

VOM BILDE ZUM BUCHSTABEN

DIE ENTSTEHUNGSGESCHICHTE DER SCHRIFT

VON

KURT SETHE

MIT EINEM BEITRAG VON SIEGFRIED SCHOTT

MIT 2 TAFELN UND 24 ABBILDUNGEN IM TEXT

1964

Georg Olms Verlagsbuchhandlung
Hildesheim

Zur Einführung

Als die Erben Kurt Sethes mir im November 1937 die Betreuung seines wissenschaftlichen Nachlasses und die Verwertung des zur Herausgabe geeigneten Materials übertrugen, konnte eine Absicht, die sehr wesentlich meinen Entschluß zur Fortführung von Sethes „Untersuchungen" bestärkt hatte, Verwirklichung finden: Sethes Lebensarbeit aus nachgelassenen Werken abzurunden. Allerdings lag bei seinem Tod nicht mehr viel vor, was Sethes eigenen sehr strengen Anforderungen an eine druckfertige Arbeit genügt hätte. Seine Kräfte mußten sich die letzten Jahre auf die Weiterführung des Kommentars zu den Pyramidentexten konzentrieren; außerdem veranlaßte ihn die Verpflichtung gegenüber der Preußischen Akademie seit 1931 eine Anzahl im Umriß vorhandene ältere Entwürfe auszuarbeiten und abzuschließen.

Als wertvollste Nachlaßbestände ergaben sich einmal die Abschriftensammlungen thebanischer Tempelinschriften aus griechisch-römischer Zeit. Sethe selbst sah darin eine notwendige Ergänzung zu den von ihm bereits herausgegebenen Heften „Urkunden griechisch-römischer Zeit" (1904/16), für deren endgültige Fertigstellung er nach seinen eigenen Worten (Vorbemerkung zum „Amun") auf die Unterstützung von H. Junker rechnete. Dazu kam eine sehr weitläufige Niederschrift über das berühmte Totenbuch Kap. 17 „die seit 1917 im wesentlichen fertig daliegt", wie Sethe 1931 in seiner Antrittsrede vor der Preußischen Akademie anzeigte. Sie sollte an dem besonders lehrreichen Beispiel eines mehrfach umredigierten und erweiterten Textes eine Grundlage zur Alterseinstufung der Handschriften des Neuen Reiches liefern: Infolge der seitdem durchgeführten vollständigen Aufnahme aller „Sargtexte", einschließlich der MR.-Fassungen des Totenbuches, durch Breasted, Gardiner und de Buck war aber eine Fülle neuen Materials zur Vorgeschichte des Totenbuches Kap. 17 zugewachsen. Einzelnes daraus hatte Sethe durch Mitteilungen von de Buck kennengelernt, wohl auch in gelegentlichen Zusatzbemerkungen eine Verarbeitung begonnen, aber die notwendig gewordene Umarbeitung wesentlicher Teile des alten Manuskriptes durch Einbau des neugewonnenen Materials mußte er notgedrungen für eine Zeit größerer Muße zurückstellen, die er vielleicht nach Fertigstellung des Pyramidentextkommentars erhoffte. Eine unveränderte Ausgabe seiner Niederschrift von 1917 hätte Sethe keinesfalls gebilligt. Das widersprach seinem, in dem ständig verbesserten und überprüften Kommentar der Pyramidentexte so eindringlich bewiesenen Arbeitsethos.

Auch geschichtlich-topographischen Untersuchungen hat sich Sethe stets gern gewidmet. Er, der in früheren Jahren förderliche Beiträge zu Pauly-Wissowas Realenzyklopädie beigesteuert hatte, sammelte mancherlei Material zur alten

Geographie Ägyptens, über die er mehrfach vielbewunderte Kollegs las, allerdings ohne zunächst an eine ausgearbeitete Niederschrift zu denken. Einen besonders reichhaltigen Teil, der wesentliche Ergebnisse aus Sethes thebanischem Aufenthalt 1905 sicherstellt, Beiträge zur Topographie von Theben und seines Gaugebietes, hoffen wir baldmöglichst in einer selbständigen Bearbeitung von Dr. Eberhard Otto in der Reihe der „Untersuchungen" herausbringen und damit der Forschung nutzbar machen zu können. Schließlich blieb ein ausgearbeitetes Kollegheft Sethes über einen Gegenstand, dem seit Jahren seine besondere Liebe galt, die Entstehung der Schrift, eines der wenigen Themen übrigens, über das sich Sethe gerne auch vor einem weiteren Zuhörerkreis äußerte. Es entsprach ganz einer besonderen Richtung seiner Arbeiten, die er etwa kurz vor Beginn des Weltkrieges aufnahm: geistige Leistungen des alten Ägyptertums, wie er es selbst ausdrückte, „sub specie universi" zu betrachten. Neben der Entstehungsgeschichte des Alphabets hat er in den folgenden Jahren das ägyptische Zahlensystem („Von Zahlen und Zahlworten", Straßburg 1916), sodann die ägyptische Zeitrechnung („Die Zeitrechnung der alten Ägypter im Verhältnis zu der der anderen Völker" Nachr. Gött. Ges. 1919/20) in seiner eigenen geradlinig auf ein Ziel hinstrebenden Darstellungsart geschildert und entwicklungsgeschichtlich bewertet. So erschien es uns fast als eine Selbstverständlichkeit, auch diese letzte schriftgeschichtliche Arbeit, die bereits früher erschienene Darlegungen Sethes zu diesem Thema glücklich erweitert und ergänzt, zu veröffentlichen, und zwar inhaltlich unverändert, wie er sie 1933/34 zuletzt in Berlin vorgetragen hatte.

Damit nun dieser echt Sethesche Versuch einer systematischen Gesamtschau der Schriftgeschichte völlig in seiner Eigenart gewahrt bleibe, gleichzeitig aber auch die heutige Problematik der Dinge gezeigt werde, habe ich Herrn Dr. Siegfried Schott in Heidelberg gebeten, nicht nur die notwendigen Anmerkungen und Nachweise hinzuzufügen und zu ergänzen, sondern in einem eigenen Nachwort die angedeuteten Gesichtspunkte klarzustellen.

Ich glaube, daß Dr. Schott, der selbst seit seiner Dissertation schriftgeschichtlich interessiert und mit Sethes Betrachtungsweise gut vertraut ist, diese nicht leichte Aufgabe mit Takt und Verständnis erfüllt hat. Ich möchte ihm auch an dieser Stelle dafür besonders danken. Den Herren H. Hommel, K. Preisendanz, F. Schachermeyr und W. v. Soden sind wir für mannigfache Hinweise zu Dank verpflichtet, ferner der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen dafür, daß sie die Mittel zur Auswertung des Materials gewährt hat.

Göttingen, im Herbst 1938

Hermann Kees

Inhaltsübersicht

Vorwort von Hermann Kees . . . . . Seite V

1. Das Bild als Gedankenübermittler . . . . . Seite 1—16

Die Frage nach der Entstehung der Schrift (1) im Altertum (1), in neuerer Zeit (1). Versuch einer Entwicklungsgeschichte der menschlichen Schrift (2). Das Bild als ihr Keim (2). Bild und Schrift ursprünglich dasselbe (3), für die Huronen (3), für einen Inkafürsten (4), Zeichnungen als Verständigungsmittel (4). Bilder als Namensbezeichnung (5), als Jahresbezeichnung (5). Bilder zur Wiedergabe von Liedern (7), von Sprichwörtern (8). Anfänge der Bilderschrift bei den Mexikanern (9), die Bilder des mexikanischen Katechismus, das Glaubensbekenntnis (10), die zehn Gebote (10), Verewigung geschichtlicher Vorgänge (11) über Raum und Zeit hinweg (12). Zusammenstellung von Einzelheiten zu einer fortlaufenden Reihe in einer mexikanischen Bilderhandschrift (12), bei den Hopi-Indianern, in Vandiemensland und auf den Palau-Inseln (13). Das Bestellbuch einer ostfriesischen Botenfrau und die Geräteliste eines eingeborenen Aufsehers (14). Gesten (15) und Zeichen (15). Quippu in Peru, Knotenschnüre der Riu-Kiu-Inseln, Kerbstöcke (15), die Kauri-Muscheln der Yoruba-Neger und ihre phonetische Bewertung (16).

2. Die ideographische Bilderschrift . . . . . Seite 17—26

Die Bilderschriften der älteren Kulturvölker gegenüber den primitiven Bildverwendungen (17). Bilder für jeden einzelnen Begriff (17). Piktographien als Zwischenstufe: die Narmer-Palette (18), zwei Inschriften des Neuen Reiches (18), mexikanische Handschriften (19). Die alten Bilderschriften (20) der Ägypter (20), der Babylonier (21), der Chinesen (21), der Hethiter (21), der Kreter (22), des Diskos von Phaistos (22), der Osterinsel (23). Moderne Bilderschriften von Kamerun und Nordamerika (tscherokesische Schrift) (23). Begriffszeichen oder Ideogramme im Ägyptischen (24), im Chinesischen und Babylonischen (24), bei den Mexikanern (24). Zusammenstellung mehrerer Zeichen für einen Begriff (25). Die Lesbarkeit einer Begriffsschrift (25). Ihre Entlehnung aus einer in eine andere Sprache bei den Japanern und den Akkadern. Vergleich mit dem Vorgang der Schriftübernahme bei den Persern (26).

3. Die Phonetisierung der Bilderschrift. . . . . Seite 26—41

Begriffszeichen werden Wortzeichen (26) im Ägyptischen (27), Herausstellung ihres lautlichen Wertes (27) bei den Mexikanern (28). Umwandlung der Bilderschrift in eine Lautschrift im „Rebus" (28), nach dem Wortanfang (Akrophonie) (28), nach der Anfangssilbe (29). Die Silbenschrift der Babylonier, der Chinesen (29), ihre Klassenzeichen als Reste der Bilderschrift (30), Deutzeichen im Babylonischen (30). Verlust der Bildgestalt: Entstehung der Keilschrift (31), der Tuschschrift der Chinesen (31), der hieratischen und demotischen Schrift der Ägypter, ihr Schreibstoff, Papyrus (32), Leder, Ostraka und Scherben (32). Denkmalschrift (33). Wortzeichen und Stammeszeichen der ägyptischen Schrift (34), Herausbildung allgemeiner Deutzeichen (34), Konsonantenzeichen (36), Nichtbeachtung der Vokale im Ägyptischen (36). Stammeskonsonanten in den semitischen Sprachen und im Ägyptischen als begriffstragend (37). Die Eigenart der lautlichen Bewertung in der ägyptischen Schrift (37), ihre „Buchstaben" (38), ihre Entwicklung (39), ihre „historische" Orthographie (39) und Eigenart (39). Die Schreibweisen: die Schriftrichtung bei den Chinesen und Ägyptern (40), bei den Babyloniern (40). Gewinnung einer rechtsläufigen Schreibweise durch Drehung der Schriftzeichen (40). Ursache der Schreibweise in senkrechten Kolumnen von rechts nach links (41).

4. Die Entwicklung reiner Lautschriften . . . . . Seite 41—47

Lautschriften nach Ausscheidung oder Einschränkung der Begriffszeichen (41). Silben- und Buchstabenschriften, die persische Keilschrift (42), die japanische Schrift (42), die zyprische Schrift und die Schrift des Diskos von Phaistos (42), die Silbenschrift des Sikwaya (43). Bezeichnung von Konsonanten in der persischen Keilschrift und für das zyprische Griechisch (43), im Japanischen und Chinesischen (44), im Äthiopischen (44), in der Dewanāgarī der Inder (44). Das Alphabet (45). Das semitische Alphabet als Quelle der Buchstabenschriften (45), sein Auftreten (46), seine Ausbreitung über die Buchstaben der Griechen (46), über Afrika und Asien (46).

5. Der Ursprung des Alphabets . . . . . Seite 47—60

Palästina und Syrien zwischen zwei Kulturen (47). Das Alter der phönizischen Buchstabenschrift (48). Möglichkeit eines Zusammenhanges mit der Keilschrift (48) und Bedenken (48). Zusammenhänge mit der ägyptischen Schrift: die gleichen Schreibmittel (49), Papyrus (49), Tontafel und Papyrus auf babylonischen Bildern (49), Bildgestalt der Buchstaben (50), Schreibweise (51) und „innere" Form (Bezeichnung der Konsonanten (51) und Nichtbezeichnung der Vokale (52)), dem gegenüber die Keilschrift als Silbenschrift (52). Phönizische Tradition über die Erfindung der Buchstaben (53). Das Verhältnis der phönizischen Buchstabenbilder zu den ägyptischen (53), ihre Namen (54), ihre Eigenheit (55). Anhaltspunkte für Ort und Zeit ihrer Entstehung (55). Der Sinai und die Hebräer (55), die Hyksos (56). Der Fund der Sinai-Inschriften (56), ihre Zeichen (57), das Wort „Herrin" (59). Die Sinaischrift als Bindeglied zwischen den ägyptischen und den phönizischen Buchstaben (59). Das Alter der Inschriften (59).

6. Die Verbreitung des Alphabets . . . . . Seite 60—66

Die Verpflanzung der altsemitischen Schrift nach Süden und Norden (60). Die Herkunft der griechischen Buchstaben (60), ihre Namen, ihre Gestalt (61), Vokale und Zusatzbuchstaben (61). Die Herkunft der lateinischen Buchstaben (62). Die großen Buchstaben (Majuskeln) (62), die kleinen Buchstaben (Minuskeln) (63). Antiqua und Fraktur (63). Worttrennung (64) und Buchstabenverbindung (65), ihre Einwirkung auf die Schriftgestalt (65).

7. Zusammenfassung . . . . . Seite 66—68

Vereinfachung der Schrift und Stenographie (66). „Atomisierung" des Gedankens zum Buchstaben (66). Die besondere Rolle der ägyptischen (67) und der phönizischen Schrift (67). Byblos, Bibel, Fibel, Papyrus und Papier (68).

Nachwort von Siegfried Schott. . . . . Seite 69—83

Abbildungsverzeichnis . . . . . Seite 84

1. Das Bild als Gedankenübermittler

Wenn menschliche Einrichtungen seit alter Zeit eingebürgert sind, ist es ihr Schicksal, daß man sie benützt, ohne nach ihrer Entstehung oder Herkunft zu fragen. Je einfacher und zweckmäßiger diese Einrichtungen sind, um so selbstverständlicher erscheinen sie uns. Wir kommen überhaupt nicht auf den Gedanken, daß sie anders sein könnten, geschweige denn auf die Frage, weshalb sie so und nicht anders beschaffen sind. Selbst gegenüber wunderlichen Dingen wie der Stundenzählung und der Bruchrechnung verhält man sich so, obwohl sie doch zu einer solchen Fragestellung geradezu herausfordern. So gebraucht denn auch die Masse der Menschen unsere Schrift wie etwas von Gott gegebenes oder von der Natur bestimmtes, ohne sich zu vergegenwärtigen, daß sie das Ergebnis einer langen Entwicklung darstellt, an der alle möglichen Völker und Zeiten mitgearbeitet haben[1]. Unser Alphabet stellt in seinen Grundformen der lateinischen Unzialschrift ein unübertreffliches Muster von Einfachheit und Klarheit der Linien dar. Wenn man einem Gebildeten erzählt, die fast geometrischen Figuren der Buchstaben seien aus den Hieroglyphen der alten Ägypter entstanden, so wird er ungläubig den Kopf schütteln. Und doch verhält es sich aller Wahrscheinlichkeit nach so. Es soll dies im Verlaufe unserer Untersuchung gezeigt werden. Sie trägt den schlagwortartigen Titel „Vom Bilde zum Buchstaben". Er bezeichnet in aller Kürze den einzuschlagenden Weg, nach dessen Anfängen freilich über die ägyptischen Hieroglyphen hinaus gesucht werden muß.

Zwar gilt das Gesetz der selbstverständlichen Übernahme des Altüberkommenen für die Geschichte der Schrift in vollem Maße. Doch liegt im Wesen der Schrift etwas Wunderbares und Geheimnisvolles, das allezeit auf nachdenkliche Menschen eine große Anziehungskraft ausgeübt hat. Ebenso hat die gar nicht hoch genug zu schätzende Bedeutung dieser Erfindung für die ganze Entwicklung unserer geistigen und materiellen Kultur allezeit das Interesse denkender Menschen auf die Frage nach dem Ursprung der Schrift gelenkt. Schon im Altertum begnügte man sich bald nicht mehr mit der alten auf ein Ignoramus hinauslaufenden Erklärung, daß die Schrift — wie das durch Prometheus vom Himmel geholte Feuer — eine Erfindung der Götter, bei den Griechen des klugen Gottes Hermes, bei den Ägyptern des weisen Gottes Thoth, sei. Jedoch kam man damals über die Frage, ob die von den Phöniziern übernommenen Buchstaben der Griechen von diesen oder von einem anderen Volke des alten Orients erfunden worden seien, nicht hinaus. Die Frage nach dem Wie der Erfindung ist überhaupt nicht aufgeworfen worden.

In neuerer Zeit hat die Geschichte der Schrift natürlich vielerlei Behandlungen gefunden. Vor allem die Frage nach der Urgeschichte unserer heutigen Schrift rief eine schier unübersehbare Literatur hervor. Sie wird alljährlich durch zahllose wissenschaftliche und volkstümliche

---

1 [Vgl. K. Sethe, Der Ursprung des Alphabets, Nachr. der K. Ges. d. Wiss. Göttingen, Mitt. 1916, S. 88.]

Arbeiten aus berufenen und unberufenen Federn in allen Kulturländern vermehrt. Sobald man irgendwo im Osten bei Ausgrabungen eine neue Schrift entdeckt, wird die Frage aufgeworfen, ob hier wohl der Ursprung des Alphabets zu suchen sei, selbst wenn nichts von dieser neuen Schrift noch lesbar ist, und die Zeichen nur in einzelnen Punkten eine gewisse Ähnlichkeit mit Buchstaben des Alphabets aufweisen. Oder wenn in vorgeschichtlichen Höhlen oder in Felsmalereien einzelne Zeichen gefunden werden, die den einfachen geometrischen Formen der großen lateinischen Buchstaben wie H, E und M gleichen, glaubt man, den Ursprung unserer Schrift gefunden zu haben. Diese Frage ist längst gelöst. An der Herkunft unserer Schrift — wie aller heute gebrauchten Schriften mit Ausnahme der chinesischen und der japanischen — aus dem phönizischen Alphabet ist nicht der mindeste Zweifel möglich. Neuere Funde und Forschungen auf dem Gebiete der Ägyptologie, der Wissenschaft vom Alten Ägypten, haben auch über die Vorgeschichte dieses phönizischen Alphabets Aufschluß gebracht, so daß die Lücken der Entwicklungsgeschichte unserer Schrift jetzt als gefüllt gelten dürfen. Wir können sie, so scheint es, bis an die natürliche Quelle aller Schriftentwicklung zurückverfolgen.

Hier unternimmt es ein Vertreter der Ägyptologie, also einer Fachwissenschaft, nicht nur diese Entwicklungsgeschichte unserer Schrift zu verfolgen, sondern ein viel allgemeineres Thema zu behandeln, das weit über die Grenzen seines Arbeitsgebietes hinausführt. Als Versuch einer Entwicklungsgeschichte der menschlichen Schrift überhaupt kann dies seine Rechtfertigung einerseits in eben jenen Aufschlüssen finden, die in ägyptologischen Forschungen erbracht worden sind. Andererseits erscheint die Schrift der alten Ägypter vor allen anderen Schriftsystemen der Welt geeignet zu sein, uns in die natürliche Entstehung einer Schrift und ihre Aufwärtsentwicklung zu einem brauchbaren Werkzeug hochstehender Kultur einen Einblick zu gewähren. Die unter dem allgemeinen Titel einer Geschichte der Schrift oder der Geschichte der Schrift aller Völker veröffentlichten Werke[1] betrachten die Schriften der einzelnen Völker für sich. Sie bleiben trotz der Klassifizierung, die sie dabei vornehmen müssen, im Grunde Einzeldarstellungen in einem großen Rahmen. Demgegenüber soll hier eine zusammenfassende Darstellung gegeben werden, in der die Schriftsysteme der verschiedenen Völker in eine durch die ganze Menschheit hindurchlaufende Entwicklungslinie eingereiht und im einzelnen nur insoweit betrachtet werden, als sie wesentliche Knotenpunkte dieser Entwicklung bedeuten[2].

Wir können überall im Leben der Völker beobachten, daß gleiche Bedürfnisse und gleiche Verhältnisse zu den gleichen Erfindungen und Einrichtungen führen. Sie entwickeln sich in gleicher Weise fort, weil der Mensch nun einmal allüberall ein gleich organisiertes Wesen ist. Dies zeigt sich auch in der Schrift, die sich an den verschiedensten Teilen der Erde in gleicher

---

1 [Sethe verweist auf Hans Jensen, Geschichte der Schrift (1925) als das „jüngste und empfehlenswerteste". Inzwischen ist von diesem Werk 1935/36 unter dem Titel „Die Schrift in Vergangenheit und Gegenwart" eine „umsichtig revidierte Neubearbeitung" (v. Bissing, Handbuch S. 147) erschienen. Ergänzend sind die beiden Abschnitte des „Handbuches der Archäologie" (Walter Otto) über „Die Schrift und die Schrifterzeugnisse": F. W. von Bissing, „Der Alte Orient, Kypros und Kreta" und A. Rehm, „Der griechisch-italische Kreis, Die Inschriften" heranzuziehen und schließlich D. Diringer, L'Alfabeto nella Storia della Civiltà (1937). Hingewiesen sei auch hier schon auf die Stellungnahme H. Bauers in seiner nachgelassenen Schrift „Der Ursprung des Alphabets" (Der Alte Orient Bd. 36, Heft 1/2 (1937) zur Kernfrage.]

2 „Was ich Ihnen geben will, ist also, kurz gesagt, eine vergleichende Schriftgeschichte" (nachträglicher Zusatz).

oder wenigstens in einer der allgemeinen Entwicklung entsprechenden Weise herausgebildet und entwickelt hat, als ob sie einem Naturgesetze folgte. Von diesem Ablaufe her betrachtet können wir die menschliche Schrift demnach ein Gewächs[1] nennen, das aus einem allen Menschen gemeinsamen, sozusagen mit in die Wiege gelegten Keim erwachsen ist. Sie läßt sich aber auch als eines betrachtet, nachdem wir heute ihre im wesentlichen abgeschlossen erscheinende Entwicklung im Rückblick verfolgen können, mit einem gewaltigen, uralten Baume vergleichen. Er hat sich in zahllose Äste und Zweige geteilt, von denen viele schon abgestorben und abgebrochen sind und andere noch grünen. Nun ist er am Ende seines Wachstums angelangt, neue Schößlingen sind von ihm kaum noch zu erwarten[2]. Die Wurzel dieses uralten, über die ganze Erde verzweigten Baumes oder — mit dem anderen gebrauchten Bilde — der dem Menschen mit in die Wiege gelegten Keim ist das Bild, die zeichnerische Darstellung wahrnehmbarer Gegenstände und Vorgänge.

Bild und Schrift sind für uns heute zwei grundverschiedene Dinge, die sich gegenseitig ergänzen. Man denke nur an die Illustration, die einen Text verdeutlichen soll, freilich nur zu oft umgekehrt durch ihn erläutert wird[3]. Bild und Schrift sollen so miteinander denselben Endzweck erfüllen. Sie sollen beide Vorstellungen und Wahrnehmungen, Gedanken und Wissen durch das Auge übermitteln und in dem Schauenden oder Lesenden wiederentstehen lassen. Dabei scheint es ganz wesentlich zu sein, daß dies auch über die Schranken von Raum und Zeit hinweg geschehen kann, ob man nun durch sie zu einem Freunde in der Ferne spricht oder nachkommenden Geschlechtern die Vorgänge der Gegenwart vor Augen führt oder wie der Lehrer einem Schüler Kenntnisse übermitteln und überliefern will. Ursprünglich sind diese beiden Geschwister, Bild und Schrift, eines und dasselbe gewesen. Wo wir heute die Schrift gebrauchen, hat einmal der Mensch das Bild verwandt. Wenn man sich Mitteilungen machen oder der Nachwelt Kunde von Begebenheiten geben wollte, malte man das zu Sagende hin und bildete es ab.

Abgesehen von Gesten, die nur in direktem Gegenüberstehen von Angesicht zu Angesicht verwendbar sind, und von der Verwendung symbolischer Gegenstände zu Botschaften und als Zeichen ist für den primitiven Menschen die Zeichnung in der Tat der einzig vorstellbare Weg der Gedankenübermittlung durch das Auge. Die Missionare, die schriftlos lebenden Völkern zum ersten Male die Wirksamkeit der Schrift darzutun hatten, wissen hierfür ergötzliche Beweise zu erzählen. So wollten Huronen — jener nordamerikanische Indianerstamm, der uns allen durch die Lederstrumpferzählungen bekannt ist — die Zauberkraft der Schrift der Europäer erproben. Hierzu mußte einer der unter ihnen wirkenden französischen Missionare die Beratungshütte des Stammes verlassen. Alsdann mußte ein anderer Missionar nach dem Diktat eines ihm zuflüsternden Häuptlings folgende Erzählung auf ein Stück Papier niederschreiben: „Ich gehe auf die Jagd, ich finde einen Hirsch, ich nehme einen Pfeil aus dem Köcher, ich spanne meinen Bogen, ich schieße und treffe mit dem ersten Schuß. Ich lade die Beute auf die Schultern, trage sie in meine Hütte und mache für meine Freunde ein Festmahl davon." Nun wurde der andere Missionar hereingerufen. Zum größten Erstaunen der Indianer las er die Erzählung Wort für

1 „Aus gleichartiger Wurzel erwachsene Gewächse" (Randvermerk).

2 [Hier findet sich der dem Kapitel vorangestellte Titel.]

3 „Wie das Laufbild im Kino".

Wort, wie sie diktiert worden war, vor. Kopfschüttelnd nahmen die Indianer das Papier, drehten es um und um und fragten: „Wo ist denn das Bild des Jägers, wo ist der Hirsch gemalt, wo die Hütte und das Festmahl? Wir sehen nichts von alledem, und doch hat die Schrift es dem Pater gesagt!“[1].

Ähnlich wird von einem Inkafürsten berichtet, der von den Spaniern bei der Eroberung Perus gefangen und eingesperrt zu bemerken glaubte, daß die weißen Männer sich beständig durch Aufzeichnungen auf Papier Nachrichten übermittelten. Da ihm dieser Sachverhalt kaum glaublich erschien, wollte er sich davon überzeugen. Er bat eines Tages einen seiner Wächter, das Wort Gott *(dios)* auf seinen Daumennagel einzuritzen. Als die Wache abgelöst wurde, steckte er den Daumen durch die Gitterstäbe und fragte den neuen Wächter, was er auf seinem Nagel sehe. Als der dann richtig „Gott“ sagte, war der Inka in höchstem Staunen, eben weil

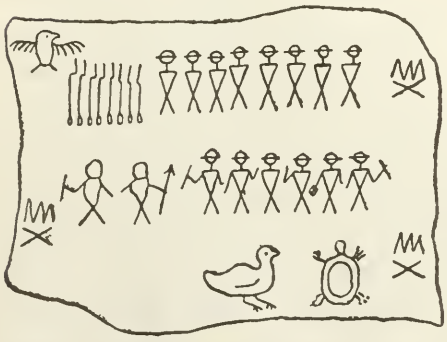


Abb. 1. „Indianerzeichnung“ (nach „Velhagen und Klasing's Monatshefte“ 18 (1904) S. 548).

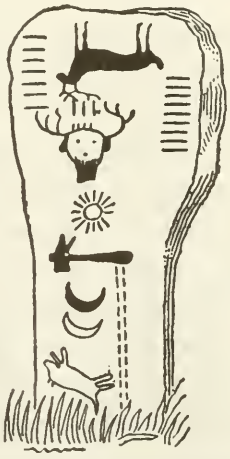


Abb. 2. „Grabstein eines Häuptlings“ (nach „Velhagen und Klasing's Monatshefte“ 18 (1904) S. 548).

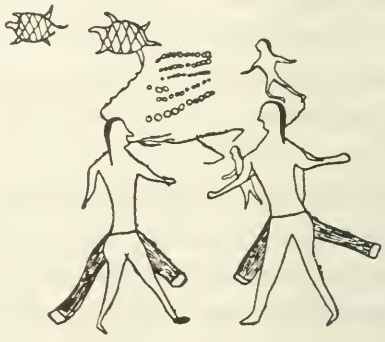


Abb. 3. „Ein Indianerbrief“ (nach Weule: Vom Kerbstock zum Alphabet (20. Aufl.) S. 84, Abb. 36).

kein Bild dabei war[2]. Auch bei unseren Kindern können wir, wenn sie zum ersten Male mit der Schrift in Berührung kommen, das gleiche Vermissen des Bildes beobachten.

Zeichnungen, welche die gleichen Zwecke verfolgen wie bei uns die Schrift, finden wir demgemäß bei primitiven Völkern allerorten nicht selten als Verständigungsmittel angewandt. Indianer auf dem Kriegspfade gaben sich Nachrichten über die Richtung des Marsches oder über Art und Zahl ihrer Feinde durch mehr oder minder konventionelle Zeichnungen, die der Eingeweihte richtig zu deuten oder — man kann ruhig sagen — zu „lesen“ verstand. So sollte z. B. eine auf einem Stück Birkenrinde an einem Baum angebrachte Zeichnung[3] (Abb. 1) nachkommenden Landsleuten sagen, daß hier an drei Feuern zwei Indianer (ohne Kopfbedeckung, einen Speer in der Hand) und vierzehn Weiße, unter ihnen acht Soldaten (acht Gewehre bei den acht oberen Leuten) gelagert haben. Die Tiere unten sollen Jagdbeute bedeuten. Der Grabstein

1 Ph. Berger, Histoire de l'écriture dans l'antiquité (1891) S. 18f.

2 Mitgeteilt von meinem Freunde J. H. Breasted.

3 W. Lotz, Die Erfindung der Schrift, Velhagen und Klasings Monatshefte Bd. 18 (1904) S. 548.

eines berühmten Häuptlings[1] (Abb. 2) enthält in Bildern folgendes ausgedrückt: Der Verstorbene gehörte dem Geschlecht des Hirsches an. Die umgekehrte Stellung des Tieres deutet das Gestorbensein an, die drei Striche darunter drei schwere Verwundungen, der Elenkopf einen Kampf mit einem solchen Tier, die Symbole darunter den großen Einfluß des Mannes in Krieg und Frieden. Die waagerechten Striche sollen die Zahl der Kriegszüge angeben.

Sehr eigenartig ist der Brief des Cheyenne-Indianers Turtle-following-his-wife („das Schildkrötenmännchen, das seinem Weibchen folgt") an seinen Sohn Little man („Kleiner Mann"), der weit von ihm wohnte[2] (Abb. 3). Wir sehen die beiden Menschen, über ihnen ihre Namen ihrer Bedeutung entsprechend durch Bilder dargestellt, die mit ihren Köpfen verbunden sind. Die vom Munde des Vaters ausgehenden Linien sollen Worte vorstellen. Sie rufen dem Sohne zu: „Komme zu mir!" Die dreiundfünfzig kleinen Kreise bedeuten: „Ich habe Dir dreiundfünfzig Dollar Reisegeld angewiesen." Die gleiche, recht eigenartige Weise, Bilder, welche Namen bezeichnen, mit den Bildern der zugehörigen Personen durch eine Linie zu verbinden, finden wir in einem Bilde der berühmten Bilderhandschrift des Codex Boturini aus einem ganz anderen Teile Amerikas angewandt[3] (Abb. 4). Dort ist die Wanderung der mexikanischen Stämme dargestellt. Die Fußspuren deuten in der bei den Mexikanern üblichen Weise den Weg und das Gehen an. Bei jedem Stamme[4] wird sein Name statt mit einer Beischrift in der angeführten Weise durch ein Bild bezeichnet. Es sind die Stämme:

Abb. 4. „Die mexikanischen Stämme" (nach Jensen, Geschichte der Schrift (2. Aufl.) S. 121, Abb. 118).

Abb. 5. „General Maynadier" (nach Mallery, Picture-writing of the American Indians, 10th Annual Report of the Bureau of Ethnology 1888/89 (1893) S. 569, Abb. 919).

1. Tezcacouacatl = Spiegelschlange.
2. Quauhcouatl = Adlerschlange.
3. Apanecatl = der am Wasser lebende.
4. Chimalmau = der liegende Schild (im Bilde ein rohrgeflochtener Schild).

Wieder bei den nordamerikanischen Indianern begegnen wir dieser Andeutungsweise des Namens in einer Zeichnung, die den Namen des französischen Generals Maynadier, nach der englischen Aussprache von den Indianern als many deer „viel Wild" gedeutet, wiedergeben soll[5] (Abb. 5). Er wird so „geschrieben": ein Mann mit einem Hut — was den Europäer kennzeichnen soll — und mit seinem Kopf verbunden zwei Hirschköpfe zur Andeutung seines Namens.

Die Indianer nennen die einzelnen Jahre — wie das auch bei den alten Ägyptern und Babyloniern üblich war — nach bestimmten Ereignissen. Sie bezeichnen diese Jahre in ihren Annalen

---

1 Lotz, ibd. 2 K. Weule, Vom Kerbstock zum Alphabet, S. 58 [dass. (20. Auflage) S. 84, Abb. 36.] 3 E. Seler, Gesammelte Abhandlungen zur Amerikanischen Sprach- und Alterthumskunde Bd. 2, S. 35, Abb. 2 (v. Abb. 5a), [Jensen, Schrift (2. Aufl.) S. 121, Abb. 118]. 4 [Seler erklärt Ges. Abh. Bd. 2, 417 diese Gestalten als die „vier Führer, die die Azteken aus Aztlan führten"]. 5 Garrick Mallery, Picture-writing of the American Indians, 10th Annual Rep. of the Bureau of Ethnology 1888/89 (Washington 1893) S. 596, Abb. 919.

durch besondere Bilder, die geeignet sind, dem Kundigen die betreffende Bezeichnung in sein Gedächtnis zu rufen. Diese Bilder stellen so eigentlich ein rein mnemotechnisches Hilfsmittel dar, insofern sie den Vorgang, von dem das Jahr den Namen trug, nicht direkt in einem Gemälde darstellen, sondern ihn nur durch eine Einzelheit andeuten. So sah mein Freund J. H. Breasted, wie er mir erzählt hat, einst bei Theodore Roosevelt auf einer Büffelhaut die ganze Biographie eines nordamerikanischen Indianerhäuptlings derart durch Bilder oder Symbole wiedergegeben,

Abb. 6. Aus den Wintererzählungen des „Einsamen Hundes" (nach Jensen, Geschichte der Schrift S. 27, Abb. 22).

daß für jedes Lebensjahr des Häuptlings ein Feld von regelmäßiger Gestalt stand, das mit einem oder mit mehreren solchen Bildern gefüllt war[1]. Diese Jahreslisten in Bildern nennen die Indianer Wintererzählungen. Unter den uns bekannt gewordenen Wintererzählungen ist am berühmtesten und interessantesten die des Dakota-Indianers „Einsamer Hund". Sie umfaßt die Jahre 1800/1801 bis 1870/1871 spiralförmig von innen nach außen[2] auf ein Büffelfell geschrieben[3]. Für jedes Jahr oder — wie die Indianer sagen — für jeden „Winter" ist ein Bildzeichen vorhanden, das in der Ratsversammlung des Stammes ausdrücklich festgesetzt worden ist (Abb. 6).

1 Also ganz ähnlich den Jahresfeldern des altägyptischen Annalensteines zu Palermo [H. Schäfer, Ein Bruchstück altägyptischer Annalen (Abhdlg. Pr. Ak. d. Wiss. Berlin 1902)].

2 „So, weil jeweils fortsetzbar. Anders der Diskos von Phaistos, bei dem ein solcher Grund nicht in Frage kam."

3 Mallery, Picture-writing S. 273 ff. [Jensen (2. Aufl.) S. 26, Abb. 21 (Phot.), S. 27, Abb. 22, Weule (20. Aufl.) S. 85].

Erwähnt werden mag noch das Bild für das Jahr 1831/1832, das zwei Europäer darstellt, von denen der eine den anderen offenbar mit einer Pistole erschießt[1]. Die Erklärung lautet: „Le Beau tötete einen anderen Weißen Kermel."

Aus anderen solchen Wintererzählungen seien noch folgende Proben mitgeteilt:

Aus Wolkenschilds Wintererzählung[2] (Abb. 7):

1858/1859: „Die Dakota kauften mexikanische Decken von John Richard, der viele Wagen davon bei den Mexikanern gekauft hatte." Die Darstellung (eine mexikanische Decke) ist rein mnemotechnisch.

Aus Battista Goods Wintererzählung[3] (Abb. 8):

1853/1854: „Böser Bär starb auf der Büffeljagd." Das Sterben wird hier konventionell durch einen Magen mit zusammengezogenen Gedärmen, die Jagd durch einen indianischen Schlitten bezeichnet.

Abb. 7. „Aus Wolkenschilds Wintererzählung" (nach Mallery, Picture-writing of the American Indians, 10th Annual Report of the Bureau of Ethnology 1888/89 (1893) S. 569, Abb. 809).

Abb. 8. „Aus Batista Goods Wintererzählung" (nach Mallery, ibd. S. 324, Abb. 410).

Abb. 9. „Ein Indianerbrief" (nach Breasted, Ancient Times S. 39.)

Bemerkenswert ist hierbei die isolierte Darstellung der einzelnen Begriffe und der Gebrauch konventioneller Zeichen, was sich schon mit einer Bilderschrift vergleichen läßt. Diese Wintererzählung verwendet ein solches Zeichen auch für „Friedensschluß": Zwei Krieger reichen einander die Hand. In diesem Zusammenhang bemerkenswert ist ein in Holz geritzter Brief eines Alaska-Indianers[4] (Abb. 9): „Nicht ist Essen im Zelt", in dem die Negation durch einen Mann mit leeren Händen und „Essen" durch eine an den Mund geführte Hand bezeichnet ist.

Ebenso in einer Folge von Bildzeichen und Symbolen geben die sogenannten Kekinowin der nordamerikanischen Ojibwa-Indianer magische Gesänge und Zauberlieder wieder, welche die Medizinmänner singen, um Zauberkraft zu gewinnen. Senkrechte Striche, welche die Reihe der Zeichen unterbrechen, bezeichnen eine Pause in der Rezitation[5]. Straffer zusammengefaßt und gegliedert ist die Walam Olum („wahrheitsgetreue Malerei") genannte, auf fünf Birkenrindenblätter geschriebene Chronik der Delawaren. Sie beginnt mit der Erschaffung der Welt. Dann folgt die große Flut und schließlich die vorgeschichtliche und die historische Geschichte des Stammes. Jeder Vers ist durch ein Bild vertreten. Vers 11—13 des zweiten Blattes

---

1 Mallery, S. 279, Abb. 216. 2 Mallery, S. 569, Abb. 809.

3 Mallery, S. 324, Abb. 410 [Jensen (2. Aufl.) S. 25, Abb. 20].

4 J. H. Breasted, Ancient Times, S. 39.

5 Jensen, Geschichte der Schrift S. 17/18 [ders. (2. Aufl.) S. 29f.].

gehört zu der Flutgeschichte[1] (Abb. 10). Es ist ein richtiger Text mit feststehendem Wortlaut, der aus diesen Bildern gelesen wird:

Vers 11: „Die großen Fische, die zahlreich waren, einige (der Menschen) fraßen sie auf."
(Amangamek makdopannek alendyuwek metzipannek.)

Vers 12: „Die geheimnisvolle Tochter mit dem Boote (die Mondfrau) half ihnen. ‚Komm!' kam sie. Sie kam und half allen."
(Manitodasin mokol wichemap palpal payat payat wemichemap.)

Vers 13: „Nanabusch, Nanabusch ist der Großvater Aller, der Großvater der Wesen, der Großvater der Menschen, der Großvater des Schildkrötenstammes."
(Nanabusch Nanabusch wemimokom wimimokom linnimokom tulamokom.)

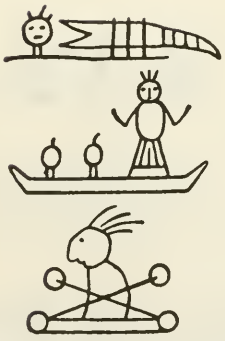


Abb. 10. „Die Flutgeschichte der Delawaren" (nach Weule, Vom Kerbstock zum Alphabet S. 14, Abb. 6).

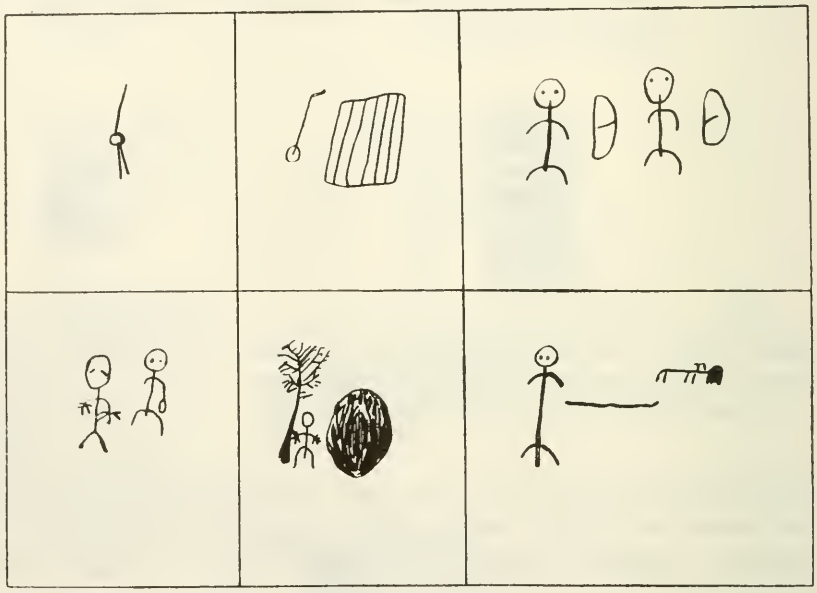


Abb. 11. „Sprichwörter der Ewe-Leute" (nach AeZ Bd. 49, Taf. 1 b).

Ähnlich bezeichnen afrikanische Stämme im Ewe-Lande bestimmte Sprichwörter, deren Wortlaut feststeht wie bei unseren Sprichwörtern, durch Bilder, die ihren Inhalt in recht unvollkommener Form andeuten[2]. So deutet man das Sprichwort „Das Salz sagt nicht, daß es gut schmeckt, sondern der Mensch sagt, daß das Salz gut schmeckt" (mit dem Sinn „Eigenlob stinkt") durch das Bild eines Stückes Steinsalz an (nicht in der Abbildung), das Sprichwort: „Der Faden geht der Nadel nach" (nicht voraus) (mit dem Sinn „Söhne folgen dem Vater nach"), gesprochen *abi yome ka nọna*, durch eine Nadel mit Faden (Abb. 11, 1. Bild von links), oder das Sprichwort: „Die Nadel näht großes Tuch" (mit dem Sinn: „Kleine Dinge können Großes leisten"), gesprochen *abi etọ avọ gã*, durch eine Nadel und ein aus handbreiten Streifen zusammengenähtes Tuch[3] (Abb. 11, 2. Bild), oder das Sprichwort: „Zwei Gegner können nicht standhalten"

1 Weule, Vom Kerbstock zum Alphabet (20. Aufl.) S. 14 [Jensen (2. Aufl.) S. 30, Abb. 28].

2 Carl Meinhof, Zur Entstehung der Schrift (ÄZ. Bd. 49 (1911) S. 4, Taf. 1 b).

3 [Dies Bild auch in Jensen (2. Aufl.) S. 31, Abb. 29 und Weule (20. Aufl.) S. 75, Abb. 30, 1.]

(mit dem Sinn: „Zuletzt muß einer weichen"), gesprochen *adikãdoto eve matenu ano te awo nu o*, durch zwei Gegner mit Pfeil und Bogen[1] (Abb. 11, 3. Bild), oder endlich das Sprichwort: „Die Welt ist ein Affenbrotbaum" (mit dem Sinn: „Man kann die Welt nicht umspannen") durch einen Mann, der dies zwischen der wie eine Nuß dargestellten Welt und dem Baume stehend vergeblich versucht (Abb. 11, unten, Bild in der Mitte). Bemerkenswert ist auch, daß der Begriff „ich" durch einen Mann wiedergegeben wird, der die Hand auf die Brust legt, also auf sich zeigt[2]. Angehörige anderer afrikanischer Völker weisen durch bestimmte herkömmliche Zeichnungen,

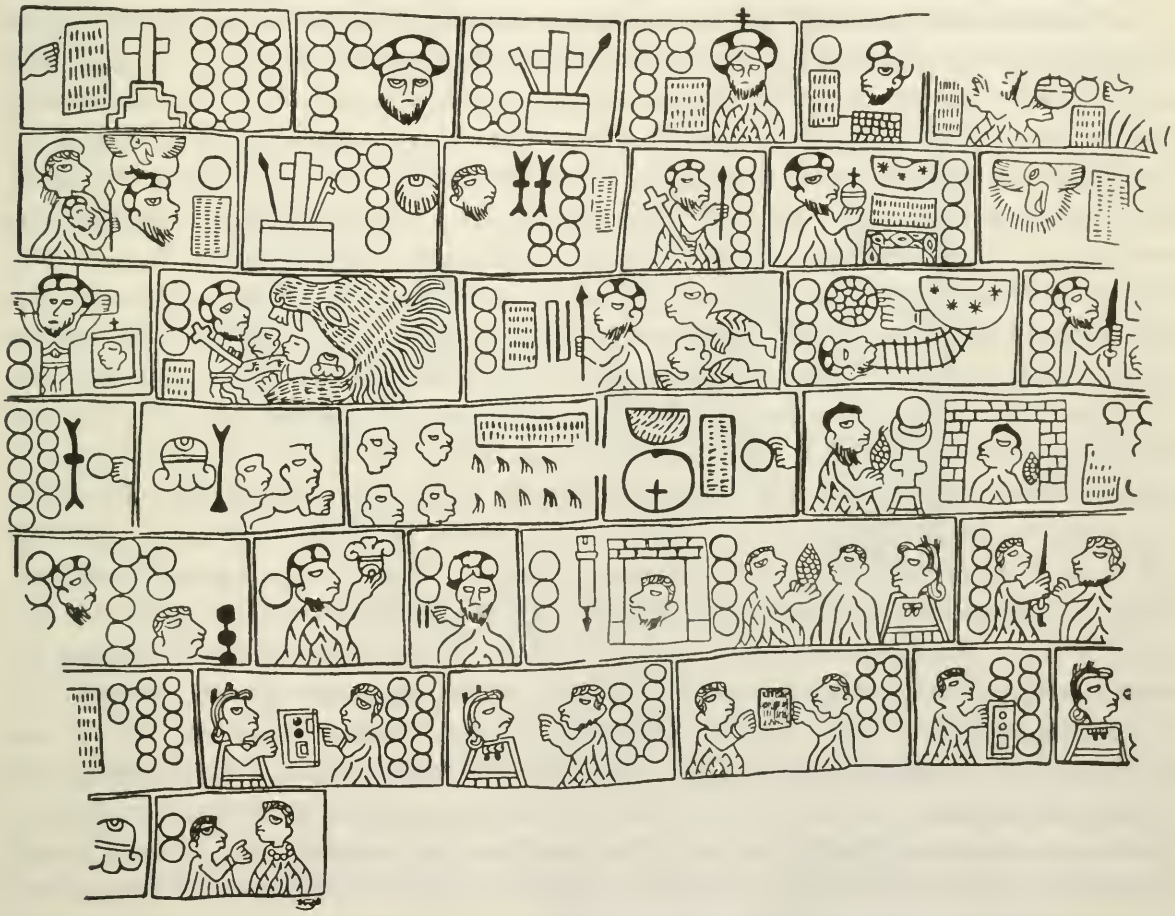


Abb. 12. „Der Mexikanische Katechismus" (nach Seler, Gesammelte Abhandlungen Bd. 1, S. 289 ff.).

die sie zu Gericht gehend auf ihren Kragen malen, auf Tatsachen hin, die den Rechtsstreit betreffen, und die das Gericht berücksichtigen soll, so durch das Zeichen eines sich gabelnden Weges den Umstand, daß die Streitenden, von einer Mutter geboren, uneins geworden sind[3].

So wird bei dieser primitiven Form der Gedankenübermittlung oft nur ein einzelner bestimmter Begriff als Kern des ganzen Gedankens durch ein Bild bezeichnet. Sie geht meist

1 [Auch Weule (20. Aufl.) S. 75, Abb. 30, 2.]

2 Meinhof, ibd. S. 4f. [nach ihm (in Abb. 11 unten, 1. Bild von links) verzeichnet].

3 Meinhof, S. 6. Hierzu die Bemerkung: „Es wird sich da um einen Erbstreit handeln wie in den meisten Prozeßurkunden des Altertums."

über den Charakter einer mnemotechnischen Andeutung nicht hinaus. Vereinzelt finden wir sie in weit vollkommenerer Ausgestaltung bei den alten Mexikanern angewandt, einem Volke, das — nach seinen Bauten und sonstigen künstlerischen Leistungen zu urteilen — schon auf einer hohen Kulturstufe gestanden haben muß. Die Bücher, die dieses Volk aus der Zeit bis zur spanischen Eroberung und aus dem Jahrhundert danach hinterlassen hat, enthalten im wesentlichen nur solche bildlichen Aufzeichnungen, die noch nicht den Charakter einer eigentlichen Schrift tragen. Nur für die Namen der dargestellten Personen und Orte verwenden sie Bildzeichen, die man bereits als Anfänge einer Bilderschrift ansehen muß.

Besonders lehrreich ist für uns unter diesen mexikanischen Bilderhandschriften ein Blatt Agavenpapier, das Alexander von Humboldt nach Berlin gebracht hat[1] (Abb. 12). Es enthält das katholische Glaubensbekenntnis und die zehn Gebote in sieben sich in der Art des sogenannten Bustrophedon folgenden Reihen von Bildern eigenartigen Stiles in echt mexikanischer Denkweise gezeichnet. Jedes Bild steht wie die einzelnen Jahresbilder in der Indianerbiographie von Roosevelt in einem abgegrenzten Felde. Die sieben Artikel des Christus betreffenden Hauptstückes werden im vorletzten Felde der zweiten von rechts beginnenden Reihe (gleich 3. Bild von links der ersten Reihe) angekündigt: Christus angedeutet durch Kreuz und Marterwerkzeuge. Der erste Artikel handelt von „Gottes eingeborenem Sohn, empfangen vom Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria." Hiervon wird dargestellt rechts die Zahl 1 als Kreis neben dem Bild des Papiers für Artikel, Gott an der eigentümlichen Krone und dem Kinnbart kenntlich, über ihm der Heilige Geist als geierartiger Vogel, links die Mutter Gottes, Christus als Kind in ihrem Schoß. Die dritte Reihe beginnt links mit dem zweiten Artikel „gekreuzigt und begraben", dann folgt der dritte Artikel „niedergefahren zur Hölle" oder, wie der spanische Text lautet, „glauben, daß er zur Unterwelt hinabstieg und die Seelen der heiligen Väter, die seine Ankunft erwarteten, erlöste". Dargestellt ist das Blatt Papier und die Zahl 3, Christus das Kreuz tragend, vor ihm der Weg durch Fußspuren angedeutet, wie wir es schon in dem Bilde von der Wanderung der mexikanischen Stämme kennenlernten. Sie führen in den aufgesperrten Rachen der Hölle, die als Untier gedacht ist. In ihm befindet sich ein Herz, das die Seelen veranschaulichen soll, und zwei Totenköpfe mit geschlossenen Augen. Im fünften Artikel „glauben, daß er aufstieg zum Himmel und dort sitzet zur Rechten Gottes des Vaters, des Allmächtigen" wird nach der Zahl 5 Christus nur durch den Kopf angedeutet. Von ihm führt eine Strickleiter zum Himmel hinauf. Der Himmel ist wie ein Vorhang mit Sternen gestaltet, eine rechte Hand geht von ihm aus, die das Symbol der göttlichen Allmacht berührt. Man beachte, wie hier wieder nur die Hauptbestandteile des Gedankens im Bilde ausgedrückt sind. Weder das Glauben, noch das Sitzen, noch die Präpositionen sind zum Ausdruck gebracht[2]. Alle Einzelheiten sind jedoch miteinander in der Zeichnung verbunden, so daß ein Gemälde entstanden ist.

Das Gleiche gilt von den 10 Geboten. Sie beginnen — unter Aufgabe des Bustrophedon —

---

1 Seler, Ges. Abhandlungen, Bd. 1, Beiblatt zu S. 289ff.

2 Solche Auslassungen der Präpositionen sind auch in den alten hieroglyphischen Inschriften der Ägypter der geschichtlichen Zeit noch zu beobachten und wohl als Überrest einer älteren Entwicklungsstufe anzusehen, wie sie eben der mexikanische Katechismus darstellt (s. u. S. 17). [v. z. B. Sethe, Dramatische Texte zu altägyptischen Mysterienspielen (Unters. zur Geschichte und Altertumskunde Ägyptens Bd. 10) Sachregister S. 260 Präposition.]

wieder wie beim Glaubensbekenntnis links (in der fünften Reihe). In ihnen wird weder das „du sollst" noch das „du sollst nicht" ausgedrückt und eigentlich nur der Gegenstand des Gebotes oder des Verbotes angedeutet, so daß man zweifeln könnte, was geboten oder verboten sein soll. So ist beim ersten Gebot für „du sollst Gott lieben" Gott ein Herz in der Hand haltend dargestellt, beim dritten Gebot „du sollst den Feiertag heiligen" ein Mensch in der Kirche, beim vierten Gebot ein Mensch, der seinen Eltern eine Frucht überreicht, beim fünften ein Mann, der einem anderen ein Schwert hinhält, wogegen dieser wie abwehrend die Hand erhebt. Vom sechsten Gebot, das rechts die sechste Reihe eröffnet, ist nur der Rest der Zahl 6 und eine Frau erhalten. Es war hier aber nichts weiter dargestellt als die Frau. Sie sieht nicht begehrenswerter aus als die Mutter im vierten Gebot. Das Ehebrechen und das Verbot muß man sich hinzudenken.

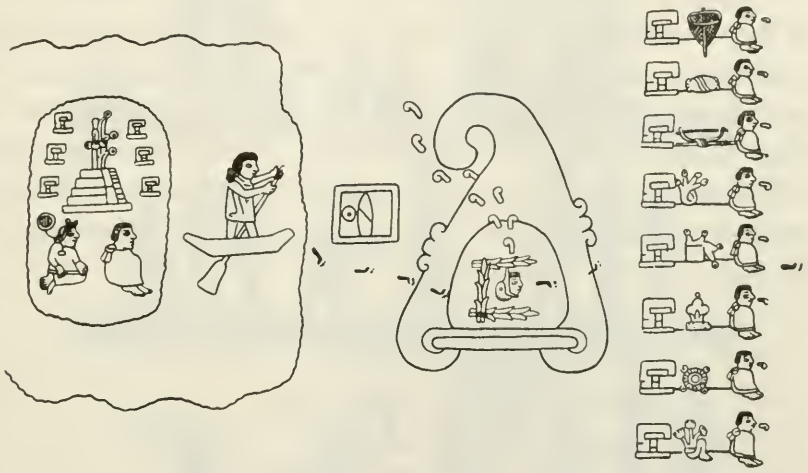


Abb. 13. „Beginn der Wanderung der Azteken" (nach Seler, Ges. Abhandlungen Bd. 2, S. 34).

Wie man sieht, hat auch diese merkwürdige Aufzeichnung des mexikanischen Katechismus noch den Charakter eines mnemotechnischen Hilfsmittels. Es soll dem Gläubigen in Erinnerung rufen, welche fest bestimmte Formel er auszusprechen hat. In ähnlicher Weise sind in Mexiko in den ersten Zeiten nach der Eroberung des Landes durch die Spanier unter anderem auch die Klageschrift eines Eingeborenen gegen einen Spanier, der ihm Holz geraubt hat, sowie Rechnungen und Einnahmelisten in Bildern dargestellt worden. Auch geschichtliche Vorgänge haben die Mexikaner so verewigt. So den Zug der Azteken aus ihrer Urheimat Aztlan („das weiße Land") nach ihrer späteren Heimat Colhuacan („der Berg mit der gekrümmten Spitze"), wo sie sich festsetzten, ehe sie wenige Generationen vor der Ankunft der Spanier die Stadt und das Reich Mexiko gründeten[1]. In dem Bilde (Abb. 13) sieht man auf Aztlan, offenbar einer Insel in dem blau gemalten Wasser, die Häuser der sechs Stämme um die Tempelpyramide und unten einen Mann und eine Frau sitzen. Auf der Pyramide ist der Name des Landes Aztlan angedeutet durch ein dickes Schilfrohr[2] (aztapilin) und Wasser (atl), bereits in einer phonetischen Übertragung nach Rebusart der Bilderschriften. Der Berg ist der Bedeutung des Namens Colhuacan entsprechend gestaltet. Fußspuren führen auf ihn zu. In ihm haust

1 Codex Boturini, persönlich von Seler mir mitgeteiltes Bild [Seler, Ges. Abhandlungen Bd. 2, S. 34, Weule (20. Aufl.) S. 89, Abb. 40]. 2 [Seler, Ges. Abh. Bd. 2, 46.]

der kolibrigestaltige Stammesgott der Azteken Uitzilopochtli in einer Höhle. Vor ihm finden sich wieder Fußspuren, über ihm, teils durch den Berg von außen eindringend, teils nach außen hinausgehend, Bilder von Zungen, die bei den Mexikanern den Begriff „sprechen" bezeichnen, hier offenbar Gebete der Frommen und Weisungen, die ihnen der Gott gibt. Die in ein Viereck eingeschlossenen Zeichen in der Mitte des Bildes sollen das Datum „Jahr 1 des Feuersteinmessers", angeblich 1168 nach Christus, bedeuten.

Diesem Bilde, das eine ganze Erzählung ersetzt, fehlt die Einheit der Zeit und des Raumes, die uns als unerläßliche Bedingung für jedes Bild erscheint. Hier sind Dinge und Vorgänge zusammen dargestellt, die räumlich und zeitlich so auseinanderliegen, daß sie vernünftigerweise nicht in einem Gesamtbilde zusammengefaßt werden können. Nach unserer Auffassung könnte doch nur das wiedergegeben werden, was sich allenfalls von einem Menschen mit einem Blick übersehen lassen könnte. Diese Eigentümlichkeit kann jedoch nicht als ein Merkmal angesehen werden, das ausschließlich dem als Vorstufe zur Schrift dienenden Bilde zukommt. Sie kehrt auch auf altägyptischen Bildern wieder, die selbst von echter Schrift begleitet sind und nichts anderes als richtige Bilder vorstellen, und nicht bloß dort. In dem kuriosen Gedicht „Ein Familiengemälde" des Balthasar Anton Dunker aus dem Jahre 1782, das in der bekannten Sammlung „Als der Großvater die Großmutter nahm"[1] zu finden ist, läßt er den reichen Bauer Grohl bei einem Maler ein Bild bestellen, unter anderem mit den Worten:

„Mal' Er erst das ganze Dorf
Und die Kirche drinnen.
Michel führt ein Fuder Torf,
Viele Weiber spinnen.
Hart am Kirchhof liegt das Haus,
Wo wir gehen ein und aus,
Drauf steht Renovatum
Nebst dem Jahr und Datum.
In der Kirch' muß Sonntag sein,
Wir kommunizieren.
Draußen pflügt mein Sohn am Rain
Mit vier starken Stieren.
Wie am Werktag mal' Er's da
Und in voller Arbeit ja!
Meine Töchter alle
Okkupiert im Stalle."

Was uns jene mexikanischen Bilder als etwas unserer Schrift Verwandtes und nicht einfach als Gemälde schlechthin, ähnlich unseren historischen Malereien, erscheinen läßt, sind lediglich die Umstände, unter denen sie in den Handschriften auftreten, vor allem ihre Symbolik wie die Andeutung des Weges durch die Fußspuren, der Reden durch die Zungen und vieler Dinge durch ihre Teile. Das gilt besonders auch von den Aufzeichnungen einer berühmten Bilderhandschrift aus dem Jahre 1560, die den Friedenschluß zwischen Cortez und den Bewohnern der Stadt

1 [5. Auflage Leipzig 1922, S. 286.]

Tlaxcallan betreffen zusammen mit den sich daran anschließenden kriegerischen Ereignissen, an denen sie als Bundesgenossen der Spanier teilnahmen. Diese Aufzeichnungen füllen ein 5 Ellen langes 2½ Ellen breites Stück Baumwollzeug in 86 Einzelbildern, die gewissermaßen die Paragraphen des Büdnisvertrages darstellen[1]. In jedem einzelnen dieser Bilder ist nichts, was dazu nötigte, in ihm etwas anderes als ein historisches Gemälde zu sehen. Erst die Zusammenstellung der Einzelbilder zu einer fortlaufenden Reihe läßt uns das Ganze als eine Darlegung in Bildern erscheinen. Hierdurch rollen die einzelnen Punkte der Abmachungen nacheinander vor dem Auge des Beschauers fast wie in einem Filme ab, ähnlich unsern guten alten Münchner Bilderbogen, die sich nur durch den begleitenden Text davon unterscheiden.

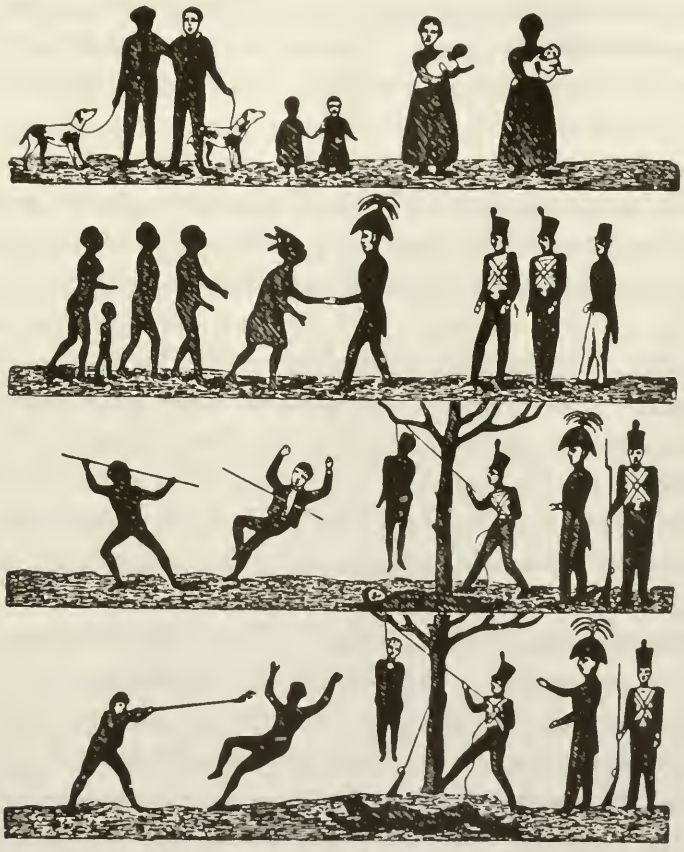


Abb. 14. „Proklamation von Vandiemensland" (nach Berger, Histoire de l'écriture, S. 12).

Auch die Hopi-Indianer in Neu-Mexiko und Arizona benutzen zur Aufzeichnung der Kulthandlungen eines mehrtägigen Festes derartige Bildreihen, in denen jede einzelne Handlung nacheinander in ihrer Ordnung dargestellt oder angedeutet ist. Das Ganze bildet ein regelrechtes Zeremoniell, nach dem sich die Leiter des Festes wie nach einem Handbuch richten können. Der Bilderserie haben sich gelegentlich auch Europäer als des gegebenen Mittels zur Verständigung mit einem schriftunkundigen Volke bedient. So erließ in der Mitte des 17. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung ein Gouverneur des holländischen Entdeckers Van Diemen an die Bewohner der nach diesem benannten großen australischen Insel Vandiemensland (Tasmania) eine Proklamation in Gestalt eines Bilderbogens[2] (Abb. 14). Das erste Bild stellt den Friedens-

1 [Seler, Ges. Abhandlungen, Bd. 1, S. 156ff.]

2 Berger, Histoire de l'écriture, S. 12.

zustand dar, in dem Schwarze und Weiße miteinander leben sollen. Das zweite zeigt die freundliche Aufnahme der danach handelnden Eingeborenen durch den Gouverneur. Das dritte spricht aus, daß jeder Schwarze, der einen Weißen tötet, gehängt werden soll, das vierte dasselbe für den umgekehrten Fall. Auch hier ist die Einheit der Zeit, wie wir sie von einem Bilde erwarten würden, nicht gewahrt. In einem Bilde sind zwei aufeinanderfolgende Ereignisse dargestellt, so daß der Mörder und der Ermordete beide je zweimal, einmal bei der Tat und einmal bei Vollziehung der Strafe, nebeneinander dargestellt erscheinen. Ähnliche ebenso in Zeilen eingeteilte Bildaufzeichnungen von Begebenheiten, die man hierzu zum Vergleich herangezogen hat, findet man in Holz geschnitzt auf den Palau-Inseln des Karolinenarchipels[1]. Doch liegt[2] kein zwingender Grund vor, in diesen künstlerisch ausgeführten Bildern etwas anderes als eben Bilder zu sehen. Die Verteilung der Bilder in „Register" ist noch kein Anzeichen dafür, daß sie den Zweck einer Schrift erfüllen. Sie findet sich in Ägypten bei den Wandbildern der Gräber und Tempel ganz allgemein.

Zu diesen künstlerisch gestalteten und sorgfältig ausgeführten Bildern, denen sich in dieser Hinsicht die angeführten mexikanischen Bilder an die Seite stellen lassen, stehen die indianischen und afrikanischen roh und ungeschickt ausgeführten Zeichnungen in scharfem Gegensatz. Sie verhalten sich zueinander wie eine sorgfältige Kalligraphie aus der Hand eines Berufsschreibers oder eine gute Druckschrift zu einer im täglichen Leben mit flüchtiger und ungeschickter Hand angefertigte Niederschrift. Als ein merkwürdiges Beispiel der Verwendung von Zeichnungen als Schriftersatz aus unseren Zeiten und Landen mag eine Seite aus dem Bestellbuch einer ostfriesischen Botenfrau dienen. Es zeigt ebenfalls die Erscheinungen einer flüchtigen Niederschrift von ungelenker Hand. Die Botenfrau war Analphabetin und mußte sich deshalb für ihre Notizen des primitiven Mittels der Zeichnung bedienen[3]. Auch in diesen großenteils keineswegs naturwahren Bildern spielt die mnemotechnische Andeutung eine große Rolle. Doch mußten auch für einzelne Begriffe ganze Szenen dargestellt werden, so etwa für „Wein" ein Bild, das den Menschen bei der Tätigkeit des Trinkens zeigte. Diesem merkwürdigen Schriftstück sei als letztes Beispiel einer Verwendung der Bildzeichnung als Schriftersatz die Geräteliste eines eingeborenen Aufsehers beim Bau der Usambara-Eisenbahn in Deutsch-Ostafrika zur Seite gestellt[4]. Sie stammt gleichfalls aus unseren Zeiten, aber aus Afrika. Der leitende Ingenieur, ein Herr Friedrich, dem wir die Kenntnis dieses Dokumentes verdanken, hatte dem Manne eine Reihe von Geräten übergeben, die beim Bahnbau gebraucht wurden. Der Mann sollte für sie verantwortlich sein, konnte aber — was ihm niemand verdenken kann — die Zahl der verschiedenen Gegenstände nicht im Kopf behalten. Er bat sich Papier und Bleistift aus und machte sich die Liste, in der er die einzelnen Gegenstände schlecht und recht einzeichnete unter Beifügung der Stückzahl in europäischen Ziffern, die der im übrigen ganz schriftunkundige Mann gelernt hatte. Die erläuternden Beischriften in deutscher Sprache rühren natürlich von dem Ingenieur her, der einzelne Bilder nicht erkennen konnte.

---

1 Berger, ibd. S. 18 und Abb. auf S. 19.

2 „Wenn nicht in den rätselhaften Symbolen des zweiten Feldes von oben (drei Frauenköpfe und die seltsamen Dinge links davon)."

3 Weule, Vom Kerbstock zum Alphabet (20. Aufl.) S. 9, Abb. 1 [Jensen (2. Aufl.) S. 27f., Abb. 24].

4 Meinhof, ÄZ 49, S. 3, Taf. 1a.

Aus der Verwendung des gezeichneten Bildes zur Gedankenübermittlung, wie wir sie unter den verschiedensten Umständen in den verschiedensten Teilen der Welt und zu den verschiedensten Zeiten gefunden haben, ist allmählich die Schrift erwachsen. Auch dies geschah an verschiedenen Stellen der Erde unabhängig voneinander bei höherstehenden Kulturvölkern wie nach einem Naturgesetz im wesentlichen in gleicher Weise in Gestalt einer Bilderschrift. Bevor wir uns aber dieser Phase in der Entwicklungsgeschichte der menschlichen Schrift zuwenden, wird es nötig sein, kurz noch auf einige andere Verständigungsmittel einzugehen, die man neben der primitiven Bildverwendung gleichfalls als Vorstufen der Schrift bezeichnet hat. Sie können jedoch kaum auf eine gleiche Stufe gestellt werden. Da ist zunächst die Geste zu nennen. Auch das Erheben des Taktstockes durch den Konzertleiter, das Schütteln des Kopfes, eine abwehrende oder herbeirufende Handbewegung, das sich-an-die-Stirn-fassen und viele andere Zeichen mehr sind ja Mittel, durch die der Mensch einem anderen Gedanken durch das Auge ohne Zuhilfenahme des Ohres übermittelt. Aber man wird hier höchstens von einem Ersatz des gesprochenen, nicht des geschriebenen Wortes reden können. Die Mitteilung erfolgt nicht wie beim Bilde oder bei der Schrift über Raum und Zeit hinweg. Es entstehen zwar Zeichen; aber sie lassen sich kaum wirklich mit der Schrift vergleichen. Als Vorstufe der Schrift kann man sie aber deshalb nicht gut bezeichnen, weil sie sich ja neben ihr behaupten. Sie gehören tatsächlich in einen ganz anderen Zusammenhang.

Dasselbe dürfte auch von all den Zeichen gelten, die Gewerbe ankündigen wie die Brille den Optiker, der Hut den Hutmacher, der Becher den Gastwirt, der Pferdekopf einen Fuhrhalter, die Becken einen Barbier bis hin zu der Kuh, die vielerorts im Schaufenster der Molkereigeschäfte zu sehen ist, oder dem Stuhl mit übergebundener weißer Schürze, die das Feilbieten frischer Wurst vor Fleischerläden anzeigen kann. Alle diese Figuren und Symbole wird man nicht ernstlich als Vorstufen der Schrift anerkennen können, treten doch auch sie überall noch neben dieser auf. Ähnlich steht es auch mit Wappen und Abzeichen. Zwar sind sie wie die Schrift auf eine Fläche gesetzt und „sagen" dem Schauenden gewisse Dinge. Sie bleiben jedoch lediglich Zeichen, Kennzeichen oder Warnungszeichen, wie etwa die Eigentumsmarke auf einem Stück Vieh oder der Totenkopf auf einem Giftschrank. Hierher gehören die Zeichen für den Straßenverkehr, das Posthorn, das Flügelrad der Eisenbahn und die vielen Warenzeichen. Sie verhalten sich zur Schrift und zur Bildverwendung, aus der diese hervorgegangen ist, wie ein Schrei zur Sprache.

Mit besserem Recht hat man als Vorstufe der Schrift auch die Knotenschnüre angeführt, die einige schriftlos lebende Völker zu Rechnungen und Zählungen verwandt haben und zum Teil noch jetzt verwenden. So fanden die Spanier die sogenannten Quippu in Peru bei der Eroberung des Landes ganz allgemein im Gebrauch. Sie sollen ähnlich noch heute von den dortigen Hirten zur Zählung ihrer Tiere gebraucht werden[1]. Auch die Bewohner der japanischen Riu-Kiu-Inseln bedienten sich bis zur Einführung der Schrift solcher Knotenschnüre[2]. Bei den Quippu der Peruaner wurden durch verschiedene Verknotung und durch andere Färbung der einzelnen Schnüre sowohl die zu zählenden Gegenstände wie ihre Zahl ausgedrückt, z. B. 10 durch einen einfachen, 100 durch einen doppelten, 1000 durch einen dreifachen Knoten, Gold durch gelbe,

1 Jensen, Geschichte der Schrift S. 10, Abb. 2 [ders. (2. Aufl.) S. 14, Abb. 5; Weule (20. Aufl.) S. 81].
2 E. Simon, Asia Major Bd. I (1924), S. 657ff.

Silber durch weiße, Getreide durch grüne und Soldaten durch rote Farbe. Die verschiedenen Zahlen — Hunderter, Zehner und Einer — wurden bei den Japanern vor Einführung der Schrift auch durch Knicken und Abbrechen der nadelartigen Blätter von Palmwedeln ausgedrückt. Andere Völker haben sich zu ähnlichen Zwecken auch der Kerbstöcke bedient, bei denen Zahl, Größe und Stellung der Kerben die verschiedenen Elemente der Rechnung bezeichnen. Alle diese primitiven Ausdrucksmittel sind ihrem Wesen nach mnemotechnischer Natur und mit unsern Knoten im Taschentuch verwandt. Das gilt auch schon von den Sprichwortzeichnungen der Ewe-Neger in Togo (S. 8f.). Bei diesem Volke finden wir noch eine andere Art, die einem Redner verhilft, sich Sprichwörter, mit denen er seine Rede schmücken will, in Erinnerung zu bringen. Man reiht hierzu allerlei kleine Gegenstände auf eine Schnur[1], ein Verfahren, das den eben besprochenen Verständigungsmitteln durchaus zur Seite gestellt werden kann.

Dagegen gehören die Botschaften, die sich die Yoruba-Neger durch Übersendung von Kauri-Muscheln geben, in das Gebiet der Symbolik[2]. Es bedeuten

eine Kauri-Muschel: Trotz und Verweigerung,
zwei Kauri-Muscheln einander zugekehrt: Verwandtschaft,
zwei Kauri-Muscheln einander abgekehrt: Feindschaft,
zwei Kauri-Muscheln und eine Feder: Wiedersehen, so schnell wie möglich erwünscht.

Manches derartige ist für uns unverständlich, so das Beispiel eines Aroko (Brief) der Jebu im Hinterlande von Lagos[3]:

Schilfschnur, zwei Schilfknoten, vier Kauri-Muscheln, ein Stück Fruchtschale als Botschaft eines Kranken: „Die Krankheit verläuft ungünstig. Sie wird immer schlimmer. Unsere einzige Hoffnung steht bei Gott."

Sehr merkwürdig ist nun aber, wie bei diesen Kauri-Botschaften ein phonetisches Element hinzutritt, das sie tatsächlich mit der Schrift vergleichbar macht, so verschiedenartig auch äußerlich die Mittel sind, die zur Verständigung gebraucht werden. Wenn sechs Kauri-Muscheln, das Wort *efa* „angezogen", „gefesselt" als Liebeserklärung bedeuten, weil das Zahlwort „sechs" in der Sprache der Yoruba ebenfalls *efa* lautet, oder acht Kauri-Muscheln das Wort *ejo* „übereinstimmend" — d. h. „ich willige ein" — und vierzig Kauri-Muscheln *ogoji* „Erregung", „Zweikampf", weil die Zahlwörter „acht" und „vierzig" ebenso lauten, so haben wir hier im Wesen nichts anderes als den Rebus, der in der Entwicklungsgeschichte der Schrift eine so große Rolle gespielt hat (s. S. 28). Wir werden sehen, daß er aus der zunächst rein begrifflichen Bilderschrift eine Lautschrift zu schaffen ermöglichte, die auch nicht darstellbare Dinge auszudrücken erlaubte. Wenn man demnach zugeben kann, daß diese symbolischen Botschaften wie manche von den besprochenen gegenständlichen Verständigungsmitteln sich in der Tat mit der Schrift vergleichen lassen, so stehen sie doch alle im Gegensatz zum zeichnerischen Bilde, aus dem ohne weiteres die Schrift hervorgehen konnte. Keines aller jener Verständigungsmittel hätte je zu einer solchen Entwicklung führen können. Zwischen ihnen und der Schrift gibt es keine unmittelbare Verbindung.

---

1 Meinhof, ÄZ 49, 2f.

2 Weule, Vom Kerbstock zum Alphabet (20. Aufl.) S. 74f. [Jensen (2. Aufl.) S. 16f.].

3 Weule (20. Aufl.) S. 74, Abb. 29, S. 75 [Jensen (2. Aufl.) S. 16, Abb. 7].

2. Die ideographische Bilderschrift

Wir haben die Verwendung des zeichnerischen Bildes bei schriftunkundigen Menschen überall als das gegebene Mittel zur Verständigung durch das Auge angetroffen. Daß in ihr tatsächlich die Wurzel für die Entstehung der Schrift zu erkennen ist, geht daraus hervor, daß die Schrift überall, wo sie unbeeinflußt entstanden ist, zuerst in Gestalt einer Bilderschrift auftritt, also in einer Schrift, deren Zeichen Bilder wirklicher Dinge sind. Allen Schriftsystemen der älteren Kulturvölker des Altertums liegt eine solche Bilderschrift zugrunde. Auch in neuerer Zeit haben wir verschiedentlich bei Völkern in Afrika und Amerika beobachten können, daß sie sich zunächst eine solche Bilderschrift zu schaffen versuchten, als infolge der Berührung mit Europäern in ihnen das Bedürfnis nach einer Schrift entstand. Eine tiefe Kluft trennt diese wirklichen Bilderschriften von allen jenen primitiven Bildverwendungen, die man oft wenig zutreffend gleichfalls als Bilderschrift bezeichnet hat. Bei den Bildverwendungen war der Gedankengang in der Regel noch in einem Gesamtbilde ausgedrückt. Dies Bild war oft von fast derselben Unzulänglichkeit wie Kinderzeichnungen. Es enthielt überhaupt nur einen mnemotechnischen Hinweis auf die zu sagenden Dinge oder bestand aus verschiedenen lose nebeneinandergesetzten Elementen, deren Verbindung der Phantasie des Beschauers überlassen blieb, wenn ihm der Sinn der Bilder nicht schon durch konventionelle Regeln bekannt war.

Ganz anders verhält sich dies allein in der richtigen Bilderschrift, die diesen Namen wirklich verdient. In ihr findet jedes einzelne Element des Gedankenganges meist ausnahmslos[1] seinen besonderen bildlichen Ausdruck, so auch die Negation, die im mexikanischen Katechismus (s. S. 11) unausgedrückt blieb, und zwar geschieht dies in feststehender, bestimmter Form ohne Rücksicht auf den Gedankenzusammenhang der ganzen Aussage. In ihr werden zum Beispiel die Sätze „das Rind läuft", „der Käfer fliegt"[2], „die Frau steht" nicht mehr durch ein einziges Bild, in diesen Fällen das laufende Rind, den fliegenden Käfer, die stehende Frau ausgedrückt, sondern durch zwei Zeichen, je eines für den einzelnen Begriff[3]. Hierbei verhält sich zum Beispiel das Rind ganz neutral. Es steht einfach da. Dies Zeichen wird denn auch dann gebraucht, wenn von einem liegenden, weidenden, kalbenden, kämpfenden oder geschlachteten Rinde die Rede ist. Für „Gehen" finden sich die menschlichen Beine als besonderes Zeichen, das überall gebraucht wird, ob nun von einem Menschen oder von einem Tiere oder von Wasser oder von sonst etwas die Rede ist, daß es gehe. Ebenso wird das Fliegen auch beim Käfer durch eine fliegende Ente, das Stehen auch bei der Frau — die selbst sitzend dargestellt ist — durch einen Mann, das Schlagen der Wellen auch beim Wasser durch einen schlagenden Mann ausgedrückt[4].

---

1 In der ägyptischen Schrift werden in älterer Zeit Präpositionen noch manchmal ausgelassen wie in dem mexikanischen Katechismus (s. S. 10, Anm. 2) oder durch die Stellung der Zeichen zueinander ausgedrückt [Sethe, Dramatische Texte S. 7, 8].

2 In alten religiösen Ausdrücken wie der „Auslauf des Apis" (ein Fest) und „der fliegende (Käfer)" als Name des Gottes von Edfu kommen diese Bilder noch gelegentlich vor.

3 [Zu diesem und dem Folgenden s. Sethe, Das hieroglyphische Schriftsystem (Leipziger Ägyptologische Studien (W. Wolf) Heft 3), S 12].

4 „Diese Beispiele sind der ägyptischen Hieroglyphenschrift entnommen, die ich fürderhin in erster Linie heranziehen werde, nicht nur, weil sie mir am nächsten liegt, sondern auch, weil in ihr die ursprünglichen Erscheinungen noch am klarsten am Tage liegen."

Demgemäß werden paarweise vorhandene Dinge wie die Augen, die Hände und die Kinnladen in der Regel mit zwei gleichen Augen, Händen und Kinnladen statt mit einem rechten und einem linken Auge, einer rechten und einer linken Hand, einem Ober- und einem Unterkiefer geschrieben. Die Zeichen für das einzelne Auge und die einzelne Hand bleiben sich immer gleich, ob nun von rechten oder linken die Rede ist.

Wir finden aber bei den alten Kulturvölkern, die eine solche Bilderschrift gehabt haben, namentlich in älterer Zeit hin und wieder noch Erscheinungen, die wie Überreste einer früheren Entwicklungsstufe anmuten. Sie scheinen eine Zwischenstufe zwischen der natürlichen Bildverwendung, die wir bei den schriftlos lebenden Menschen aller Zonen beobachten konnten, und der regelrecht ausgebildeten Bilderschrift darzustellen. Es sind Piktographien oder Schriftgemälde, bei denen zwar sämtliche Elemente des Gedankens wie in der Bilderschrift ihren besonderen Ausdruck finden, aber nicht einzeln nebeneinander stehen, wie dies im allgemeinen gerade für die Bilderschrift eigentümlich ist. Sie sind miteinander zu einem Bilde, in dem die Bildwirkung selbst noch stark im Vordergrunde steht, vereint. So trägt eines der ältesten geschichtlichen Denkmäler Ägyptens, das wahrscheinlich von König Menes[1], dem Begründer des ägyptischen Einheitsstaates der geschichtlichen Zeit herrührt (um 3000 v. Chr.), rechts neben dem wirklichen Bilde des Königs eine symbolische Darstellung, die man als eine solche Piktographie, das heißt als Mittelding zwischen Bild und Bilderschrift ansehen muß (Tafel I, a). Der König erschlägt in dem wirklichen Bilde einen vor ihm ins Knie gesunkenen Feind. Hierzu finden sich Beischriften in echter hieroglyphischer Schrift. In der symbolischen Darstellung führt der wie in der Hieroglyphenschrift durch einen Falken bezeichnete falkengestaltige Reichsgott Horus dem König das feindliche Volk des „Papyruslandes" (Unterägypten) an der Nase gefesselt zu, ein gedachter Vorgang, der in entsprechender Weise in richtigen Bildern oft genug auf den Wänden der ägyptischen Tempel dargestellt ist. Dort steht er auf der gleichen Stufe mit dem Bilde des triumphierenden Königs. In unserem Falle findet er sich als Piktographie neben Bild und Schrift als Zwischenstufe beider.

Ähnlich finden wir in einer Inschrift des 16. Jahrhunderts v. Chr.[2] an einer Stelle die formelhaften Worte *ḥtp dj nśw·t* für eine königliche Gunstbezeugung durch ein piktographisches Bild ausgedrückt. Diese im übrigen mit den üblichen Hieroglyphen geschriebene Inschrift schreibt für diese Formel, die man damals als „eine Gabe, die der König gibt" deutete, das Bild des mit der unterägyptischen Krone geschmückten Königs, der stehend eine Matte mit einem Brote — das hieroglyphische Bild des Wortes *ḥtp* „Opfer" — darreicht, als ob er sich einem Gotte opfernd gegenüber sähe. König Ramses II. (13. Jahrhundert v. Chr.) hat in dem von ihm erbauten Teile des Tempels von Luxor eine Inschrift anbringen lassen, die es geflissentlich unterläßt, die üblichen Schriftzeichen zu gebrauchen[3]. Statt dessen gibt sie die Worte durch Bilder piktographischer Art wieder. So wird der Ehrenname des Königs „der die Fremdvölker bändigt"

---

1 J. E. Quibell, F. W. Green, Hierakonpolis Bd. 1, Taf. 29, S. 10, Bd. 2, S. 41/43 [Kairo 14716; Literatur siehe: B. Porter, R. L. B. Moss, Topographical Bibliography, Bd. 5, S. 193f.; v. Schriftsystem S. 10, wo Sethe von dem „Siegesdenkmal eines Königs der 1. Dynastie (ca. 3200 v. Chr.)" spricht].

2 Sethe, Urkunden der 18. Dynastie, Bd. 1, S. 46 [Kairo 34003, P. Lacau, Stèles du Nouvel Empire, S. 7, Taf. 4; v. Schriftsystem S. 10f.].

3 R. Lepsius, Denkmäler aus Ägypten und Äthiopien, 3. Abtlg., Taf. 149b [v. Sethe, Schriftsystem S. 11f.].

(*w'f ḫ3s·wt*) mit einem Gemälde des in der Schlacht einen Feind bindenden Königs geschrieben, wobei die Vertreter der Nachbarländer Ägyptens — Nubien, Libyen, Syrien — gefesselt dahinter stehen. Sie wachsen jeder mit seinem Oberkörper aus einem Mauerring, in den sein in echten Hieroglyphen geschriebener Name eingeschlossen ist, hervor, gerade wie es in den Siegesbildern der Tempelwände dargestellt zu werden pflegt (Abb. 15).

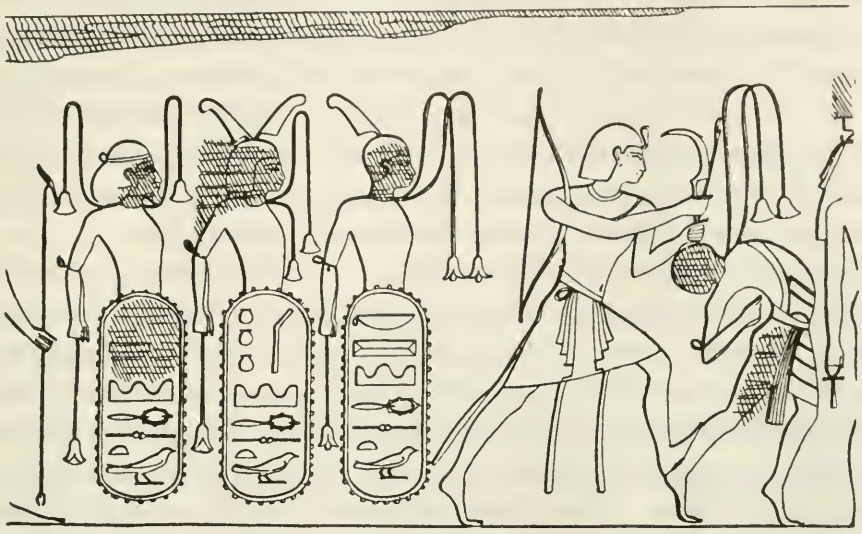


Abb. 15. „Der die Fremdvölker bändigt" (nach Lepsius, Denkmäler. 3. Abteilung, Taf. 149b).

Ganz ähnliche Verbindungen treten uns zum Teil in den wappenartigen Bildern entgegen, die in mexikanischen Tributlisten[1] (Abb. 16) die Namen der Städte bezeichnen. Sie stellen hier die ersten Ansätze zu einer Bilderschrift und darüber hinaus zu einer phonetischen Schrift

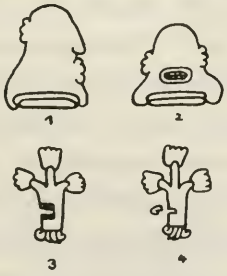


Abb. 16. „Mexikanische Städte".

Abb. 17. „Mexikanische Städte".

aus Bildern dar, zu deren weiterer Ausbildung es infolge der spanischen Eroberung nicht mehr gekommen ist. So wird der Name Tepeyacac[2] (Abb. 16, 1), „an der Bergnase" durch einen Berg (*tepe·tl*) mit einer Nase (*yaca·tli*) (rechts), Tepetitlan (Abb. 16, 2) „zwischen den Bergen" durch einen Berg mit einer Zahnreihe (*tlan·tli* „Zahn"), Quauhnauac[3] (Abb. 16, 4)

1 [Vgl. Seler, Ges. Abhandlungen, Bd. 1, S. 407f., Abb. 1/6, zu den Tributlisten s. ibd. Bd. 2, S. 514.]

2 [Seler, Bd. 1, S. 408, Abb. 5; Weule (20. Aufl.) S. 88.]

3 [Seler, Bd. 1, S. 408, Abb. 2; Bd. 2, S. 74, Abb. 8, 9, S. 201, Abb. 1, 5; Jensen (2. Aufl.) S. 122, Abb. 122; Weule (20. Aufl.) S. 88.]

„an den Bäumen" durch Bäume (*quaui·tl* „Baum", „Wald") mit einem Mund (*naua·tl* „Mund") im Stamme und schließlich Quauhtitlan[1] (Abb. 16, 3) durch Bäume mit zwei Zahnreihen (*tlan-tli* „Zahn") dargestellt. Ähnlich bietet der Codex Mendoza[2] (Abb. 17) die Ortsnamen Miquiyetlan[3] (Abb. 17, 1) „Ort der Leichen" (eigentlich „derer, die den Tod haben") dargestellt durch einen Gefallenen, Miquetlan (Abb. 17, 2), der dasselbe bedeutet, durch eine Mumie, Tochpan[4] „auf dem Kaninchen (*toch·tli*)" mittels eines Kaninchens, auf dem einmal (Abb. 17, 3) das Element *pan* „auf" durch einen darübergesetzten Fußabdruck ideographisch bezeichnet ist, wobei Fußtritt „auf" bedeutet, das andere Mal (Abb. 17, 4) phonetisch durch eine Fahne (*pam·itl*). In dem Namen Ciuatecpan (Abb. 17, 5) „Tempel der Göttin" (*ciua·teo·tl* „Göttin") ist hingegen dasselbe Element *pan* „auf" nur durch die Stellung der Göttin zu der Stufenpyramide, ihrem Tempel, ausgedrückt. Ocelotepec (Abb. 17, 6) „am Jaguarberge" zeigt den Berg in der üblichen Darstellungsweise mit einem Jaguarkopf.

Im Unterschied zu allen diesen „Kompositionen" hat das Bild der echten Bilderschrift zugleich mit seiner festgesetzten Form völlige Selbstständigkeit erlangt. Es kann jederzeit neben jedem anderen Bilde stehen, ohne mit ihm in einen Bildverband zu treten. Es gleicht einer abgestempelten Münze, die im Verkehr von Hand zu Hand geht. Für die alten Bilderschriften ist es geradezu eigentümlich, daß sie die Schriftzeichen — wie bei uns im Buchdruck und in monumentalen Inschriften — getrennt nebeneinander stellen und nicht — wie wir dies beim Schreiben tun — miteinander verbinden. Diese Eigentümlichkeit haben die alten Schriftsysteme im allgemeinen beibehalten, auch nachdem sie längst zu Lautschriften umgestaltet waren, ja nachdem sich ihre Bilder in Strichgebilde unkenntlicher Art aufgelöst hatten. Mittelbar oder unmittelbar gehen alle diese Schriftsysteme, die sich vor Entdeckung der Buchstabenschrift im Besitze der alten Kulturvölker befunden haben, auf eine echte Bilderschrift zurück. Wir kennen zur Zeit zehn Schriftsysteme, die einen solchen Ursprung haben und unabhängig voneinander entstanden sind oder sein können. Sie haben zum Teil ihrerseits wieder zur Entstehung anderer Schriften geführt. Es sind die Schrift der alten Ägypter, die der Babylonier, die der Chinesen, die der neuentdeckten Kultur des Industales, die der Hethiter in Kleinasien, die der Kreter, die Schrift des sogenannten Diskos von Phaistos, die Schrift der Maya in Yukatan, die Schrift der Mexikaner, die — wie gesagt — durch die spanische Eroberung in ihrer Ausbildung unterbrochen wurde, und die Schrift des Osterinsel, die ganz problematisch ist.

Die Schrift der Ägypter[5] nennen wir Hieroglyphen mit einem Ausdruck, den die Griechen für die auf den Denkmälern eingemeißelten bildhaften Schriftzeichen von „heilig" (ἱερός) und „einmeißeln" (γλύφειν) geprägt haben. Er wird jetzt auf alle anderen aus Bildern bestehenden Schriften übertragen. Sie wurde 1822 durch François Champollion auf Grund der dreisprachigen Inschrift von Rosette, die ein Ehrendekret für König Ptolemaios V. Epiphanes vom Jahre 196 v. Chr. enthält, entziffert[6] (Tafel II). Dies Dekret war auf mehreren in den Tempeln des Landes aufzustellenden Denksteinen eingegraben, und zwar 1. in „heiliger" Schrift — in den

---

1 [Seler, Bd. 1, S. 408, Abb. 1.]
2 [Kingsborough, Antiquities of Mexico, Bd. 1.]
3 [Seler, Bd. 3, S. 414, Abb. 3.]
4 [Seler, Bd. 3, S. 414, Abb. 6.]
5 [Zu dem Folgenden vgl. Sethe, Schriftsystem S. 7 ff.]
6 [British Museum 960 (Nr. 24), abg. in A. Erman, H. Ranke, Ägypten und Ägyptisches Leben im Altertum Taf. 1 nach E. A. W. Budge, The Rosetta Stone (London 1913) Taf. 1.]

Hieroglyphen —, 2. in der damals wirklich gebrauchten, aus den Hieroglyphen hervorgegangenen Volksschrift, dem „Demotisch", wie wir sie nach dem griechischen Ausdruck *δημοτικὰ γράμματα* benennen, und 3. in griechischer Schrift und Sprache. Die Entzifferung ging aus von der Schreibung der Königsnamen Ptolemaios und Kleopatra, also von phonetischen Schreibungen nicht ägyptischer Namen, in denen die ursprüngliche Bedeutung der Hieroglyphenzeichen verwischt war. Sie gelangte durch Heranziehung des Koptischen — der von den christlichen Ägyptern gesprochenen, mit griechischen Buchstaben geschriebenen Sprache — bald auch dazu, ägyptische Wörter zu lesen, so die Beischrift zu der Darbringung des Weines durch den König, die auf den Tempelwänden immer wiederkehrt.

Die Schrift der alten Babylonier[1] oder besser der Bewohner Mesopotamiens ist nicht in ihrer ältesten Erscheinungsform, den hieroglyphischen Bildzeichen entziffert worden. Diese wurden erst später bekannt und sind gerade in den letzten Jahren bei tiefergehenden Ausgrabungen mehr und mehr zutage gekommen. Zunächst lag nur die aus diesen Bildzeichen hervorgegangene „Keilschrift" vor. Die in drei Sprachen — persisch, elamisch und akkadisch — abgefaßten Inschriften der persischen Achämenidenkönige ermöglichten die Entzifferung, die wie bei den ägyptischen Hieroglyphen von den Königsnamen ausging und 1802 von Grotefend durchgeführt wurde.

Die Schrift der Chinesen ist als einzige der alten aus einer Bilderschrift hervorgegangenen Schriften noch heute in ihren jüngeren, aus den Bildzeichen hervorgegangenen Formen im Gebrauch.

Die hethitische Schrift[2] besteht aus etwa 180 großenteils erkennbaren Bildern. Sie tritt in Kleinasien und Syrien in den letzten Jahrhunderten vor und den ersten Jahrhunderten nach 1000 v. Chr. auf[3] und ist dem Volke der Hethiter oder Chatti zuzuschreiben, die im 14. Jahrhundert v. Chr. von Boghasköi in Kappadokien aus eine Großmachtstellung errungen hatten und sie bis 1200 v. Chr. behaupteten. Gegen 700 v. Chr. erlagen sie den Assyrern. Die Schrift wird bustrophedon geschrieben. Man kennt mehrere zweisprachige Inschriften[4] auf Siegeln hethitischer Könige, so auf dem verschollenen silbernen Siegel des Tarkumuwa, Königs des Landes Mera[5]. Es zeigt einige hethitische Zeichen zwischen Symbolen. Eine Umschrift am Rande nennt in Keilschrift Namen und Titel des Königs in akkadischer Sprache. Trotzdem ist es bisher — mit wenigen Ausnahmen — nicht gelungen, diese Schrift zu entziffern. Zu den Ausnahmen gehören die teils als Wort-, teils als Deutzeichen gebrauchten Ideogramme für Gott, König, Land, Stadt[6], einige Silbenzeichen aus den Ortsnamen Karkemisch, Tyana, Gurguma und Hamat und die Königsnamen Muwatalli und Schupiluliuma[7].

---

1 [Jensen, Schrift (2. Aufl.) S. 58ff.; Diringer, Alfabeto, S. 103ff.; v. Bissing im Handbuch der Archäologie S. 150ff., das Täfelchen von Kisch ibd., Taf. 21, 1.] „Die Form der späteren Tontafeln im Anfangsstadium" (Bemerkung zur Skizze des Lichtbildes).

2 [Jensen, Schrift (2. Aufl.) S. 101ff., v. Bissing, Handbuch S. 158ff., Diringer, Alfabeto S. 162ff.; nach W. v. Soden, Neue Untersuchungen über die Bedeutung der Indogermanen (Göttinger Gel. Anz. 1938, Nr. 5) S. 215 in Kleinasien schon vor 1500 bezeugt.]

3 [Zu älteren Vorkommen vgl. Ch. L. Woolley — Antiquaries Journal Bd. 19 (1939) No. 1.]

4 [Vgl. auch v. Bissing, S. 158, Anm. 3.]

5 [Jensen, S. 104, Abb. 99; Diringer, S. 166, Abb. 79, 3.] 6 [Jensen, S. 104, Abb. 98.]

7 [Zu einem Worttrenner s. v. Bissing, ibd. S. 159; zur inzwischen wesentlich vorangeschrittenen Entzifferung Diringer, ibd. S. 168ff.; v. Soden, ibd. S. 215.]

Diese Schrift kommt anscheinend wie die ägyptischen Hieroglyphen nur auf Denkmälern vor. Zum Schreiben[1] bediente man sich der Keilschrift.

Die Schrift der alten Kreter[2] wird im 3. und 2. Jahrtausend auf der Insel Kreta und auf dem griechischen Festland vor dem Eindringen der Griechen gebraucht innerhalb der Kultur, die man nach dem sagenhaften König Minos „minoisch" zu nennen pflegt. Sie ist uns erst durch die Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte bekanntgeworden und in Ermanglung zweisprachiger Inschriften unentziffert geblieben. Die älteste Form dieser Schrift besteht aus deutlich gezeichneten Bildern. Sie zeigen einen durchaus eigenen Stil. Ebensowenig wie bei der hethitischen Bilderschrift kann man bei ihnen einen Einfluß der ägyptischen Hieroglyphen erkennen[3]. Wie aus den anderen alten Bilderschriften ist auch aus dieser Bilderschrift im Laufe der Zeit eine Linearschrift hervorgegangen, die in zwei Typen vorliegt. Der Typus, den man als Linearschrift B bezeichnet, tritt hauptsächlich in Rechnungen auf und soll seit dem Anfang der spätminoischen Periode allmählich den anderen Typus, die Linearschrift A, verdrängen. Diese kommt gegen Ende der mittelminoischen Periode — etwa seit dem 17. Jahrhundert — vor. Sie wird in waagerechten Zeilen — nach Sundwall[4] von links nach rechts — geschrieben und hat schon ganz den Charakter einer Schreibschrift. Man wollte sie deshalb vorübergehend auch mit der phönizischen und der griechischen Schrift zusammenbringen. In einer kurzen Inschrift von fünf Zeichen liegt sie auch auf einer Vase aus Orchomenos in Boiotien vor[5]. Versuche, diese kretische Schrift mit der hethitischen Bilderschrift[6] oder der zyprischen Silbenschrift[7] zusammenzubringen, sind nicht überzeugend gelungen.

Die siebente Bilderschrift der alten Welt tritt uns ebenfalls auf Kreta entgegen, und zwar in einem einzigen Zeugnis, das vielleicht vom kleinasiatischen Kontinent nach Kreta verschlagen ist. Es ist der sogenannte Diskos von Phaistos[8], eine runde Scheibe mit einer von außen nach innen in einer Spirale verlaufenden Inschrift. Sie ist in Abständen durch Trennungsstriche unterbrochen. Ihre Bildzeichen sind mittels Stempel in den Ton eingedrückt. Da nur 45 verschiedene Zeichen vorkommen, kann man vermuten, daß wir es hier mit einer Silbenschrift zu tun haben. Der eigentümliche helmbuschartige Schmuck des Männerkopfes und der Buckelschild in den beiden Zeichen, mit denen die Inschrift beginnt, weisen auf Beziehungen zu den Seevölkern hin, die im 12. Jahrhundert in Ägypten einzudringen versuchen, aber zusammen mit den Philistern von König Ramses III. abgeschlagen wurden.

---

1 [Vgl. jedoch die „Briefe" auf Bleiröllchen aus Assur, Jensen (2. Aufl.) S. 101, Abb. 93 nach W. Andrae, Hettitische Inschriften auf Bleistreifen aus Assur (46. wiss. Veröff. d. D. O. G.).]

2 [Jensen, S. 88ff., v. Bissing, S. 155ff., Diringer, S. 147ff. Zu einer in Mallia (Nord-Kreta) gefundenen Steininschrift s. F. Chapouthier in Bul. de correspondance Hellénique Bd. 62 (1938) S. 104ff.]

3 [v. Bissing meint hierzu (S. 155): „Die Anregung zur Bilderschrift mag von Ägypten ausgegangen sein".] 4 J. Sundwall, Die kretische Linearschrift (Jahrbuch des D. Arch. Inst. Bd. 30 (1915) S. 41ff.) S. 56.

5 [Jensen, S. 94, Abb. 86, Diringer, S. 150, Abb. 74, 1, über andere Festlandsfunde s. u. a. A. W. Persson, The Swedish Cyprus Expedition, Bd. 3 (1937), S. 610.]

6 H. Th. Bossert, Šantaš und Kupapa (Mitt. d. Altorientalischen Gesellschaft Bd. 6 (1932) Heft 3).

7 A. W. Persson, Schrift und Sprache in Alt-Kreta (Upsala Univ. Årsskrift 1930, Progr. 3) [auch v. Bissing hält Handbuch S. 157 (Anm. 4) eine Ableitung der zyprischen Silbenschrift aus der kretischen Linearschrift für wahrscheinlich.]

8 [Jensen, ibd. S. 89f., Abb. 78, v. Bissing, S. 157, Diringer, S. 155ff., Abb. 78.]

Die Schrift der Osterinsel[1] vor der chilenischen Küste ist ebenso wie die Steindenkmäler dieser Insel ein völliges Rätsel. Sie steht auf Holztafeln eingegraben. Die gegenwärtigen Bewohner der Insel wissen nichts darüber und nennen die Tafeln „sprechende Hölzer". Ihre waagerechten Zeilen sind so angeordnet, daß die Zeichen, welche Pinguine, Eidechsen, Fische, Keulen und Menschen darzustellen scheinen, in jeder zweiten Zeile auf dem Kopf stehen. Die Tafel muß beim Lesen immer wieder umgedreht werden.

Derartige Bilderschriften sind in neuerer Zeit wiederholt ganz original in Afrika und Amerika entstanden. Sie wurden von einzelnen intelligenten Köpfen wie dem König Njoya von Bamun im Hinterlande von Kamerun[2] und dem tscherokesischen Indianer Sikwaya[3] erdacht. Beide hatten die Europäer im Besitz der nützlichen Kunst des Schreibens gesehen und wollten nun für ihr Volk gleichfalls eine Schrift schaffen. Von der europäischen Schrift verstanden sie selbst nichts. Sie gerieten hierbei auf denselben Weg, auf den einst vor Tausenden von Jahren die alten Kulturvölker gekommen waren, als sie von dem natürlichen Gebrauch des Bildes zur Schrift übergingen. Man sieht hieraus deutlich, daß die Bilderschrift für derartige Versuche der Schrifterfindung die gegebene Form ist, die sich als Ausgangspunkt scheinbar notwendig ergibt. In beiden Fällen hat die neugeschaffene Bilderschrift kein längeres Leben gehabt. Sikwayas Silbenschrift wurde bald als zu umständlich empfunden und durch eine einfachere Schrift nach europäischem Vorbild ersetzt. Beide Schriftsysteme waren zudem durch das Vordringen europäischer Sprache und Schrift zum Absterben verurteilt.

a)	„Mann"	„Kind"	„Rind"	„Haus"
b)	„trinken"	„schlagen"	„fliegen"	„weinen"
c)	„mähen"	„schreiben"	„hacken"	„schneiden"
d)	„Auge" und „sehen"	„Mann" und „sitzen"	„Schiff" und „fahren"	„Last" und „tragen"
e)	„Tag" (Sonne)	„Monat" (Mond)	„Stunde" (Stern)	„Arbeit" (Biene)

Abb. 18. „Begriffszeichen".

1 [Jensen, S. 245ff., Diringer, S. 196ff., zu ihrem Verhältnis zu der Schrift des Indusgebietes s. a. v. Bissing, S. 151, Anm. 2.]

2 Meinhof, ÄZ 49, S. 7ff., Taf. 3/5 [Jensen, S. 112ff., Diringer, S. 206ff., J. Friedrich, ZDMG Bd. 91 (1937) S. 326ff.].

3 Lehmann-Haupt, Zur Herkunft des Alphabets ZDMG Bd. 73 (1919) S. 51ff., S. 60ff. [Jensen, Schrift, S. 166, Diringer, S. 602f.; v. a. J. Friedrich, ZDMG Bd. 92 (1938) S. 183ff., S. 200].

In der richtigen Bilderschrift bezeichnet zunächst jedes Bild unmittelbar eben den Gegenstand, den es selbst darstellt. Derartige Zeichen, Begriffszeichen oder Ideogramme[1], sind im Ägyptischen auch in geschichtlicher Zeit noch in weitgehendem Maße in Gebrauch. So bezeichnet ein sitzender Mann den Mann, ein auf dem Schoße sitzend zu denkendes Kind, das den Finger in den Mund steckt, das Kind (Abb. 18a). Ebenso werden Handlungen und Eigenschaften, wenn sie darstellbar sind, durch ein Bild der betreffenden Handlung oder Eigenschaft bezeichnet (Abb. 18b), doch genügt in vielen Fällen auch das Bild des Werkzeuges, mit dem die Handlung geschieht (Abb. 18c). Bisweilen besteht zwischen diesen beiden Arten von Begriffszeichen kein Unterschied. So kann das Bild des Auges für „Auge" und für „Sehen" gebraucht werden, das Bild des sitzenden Mannes für „Mann" und für „Sitzen", das des Schiffes für „Schiff" und für „Fahren", das des Tragens für „Tragen" und für „Last" (Abb. 18d). Nicht selbst darstellbare Dinge werden vielfach symbolisch durch andere darstellbare angedeutet, insofern zwischen ihnen eine Ideenassoziation besteht. So werden die Zeitbestimmungen Tag, Monat und Stunde durch Sonne, Mond und Stern bezeichnet, die Farben und die Trauer durch das Haar, männlich und weiblich durch die betreffenden Geschlechtsteile, die Vielheit durch drei Striche und die Arbeit — in griechisch-römischer Zeit — durch die Biene (Abb. 18e).

Ganz entsprechend verfuhr auch die babylonische und die chinesische Schrift. So schreibt man im Chinesischen[2] ein Kind mit dem Kopf nach unten für „neugeboren", einen liegenden Menschen für „Toter", eine rechte Hand für „rechts", eine linke für „links". Der Begriff „oben" wird durch einen Punkt über einen Horizontalstrich, der Begriff „unten" durch einen Punkt unter ihn bezeichnet, „Mitte" durch einen Kreis, der durch einen senkrechten Strich halbiert ist. Symbolisch schreibt man Sonne über dem Horizont für „Morgen", Hand mit Stock für „Vater". Im Babylonischen[3] werden in dieser Weise „Himmel" und „Gott" durch einen achtzackigen Stern, „Mann" und „Frau" durch die betreffenden Geschlechtsteile, „hinzufügen" durch die Zahl 2 (zwei nebeneinandergesetzte Striche), „groß" durch die Zahl 4 (vier nebeneinandergesetzte Striche), und „Fruchtbarkeit" durch einen Fisch angedeutet.

Die Anfänge der Bilderschrift der Mexikaner, die sie namentlich zur Bezeichnung von Eigennamen gebrauchten, haben wir bei Gelegenheit der Besprechung piktographischer Schreibungen schon gestreift. Auch hier finden sich neben Bildern, die den zu bezeichnenden Gegenstand selbst darstellen wie bei den Namen *Miquiyetlan* und *Miquetlan* „Ort der Toten" (s. S. 20) auch rein symbolische Darstellungen. So schreibt man den Eigennamen *Lorenzo* durch einen Rost, weil der heilige Laurentius den Märtyrertod auf dem Rost erlitten haben soll, den Namen Maria durch eine Krone, weil es der Name der Himmelskönigin ist[4]. Ein zu Frauennamen gesetztes weinendes Auge bezeichnet die Trägerin des Namens als Witwe, ähnlich wie bei uns das Kreuz bei einem Namen bedeutet, daß der genannte verstorben ist. Die Verwandtschaft mit den teils symbolischen, teils mnemotechnischen Andeutungen in dem mexikanischen Katechismus (S. 10f.) ist nicht zu verkennen. Dort fanden sich Fußspuren für „Weg", Kreuz und Marter-

1 [v. Sethe, Schriftsystem, S. 12ff.]

2 „Für das Folgende kann ich mich auf freundliche Mitteilungen des Herrn Pastor Hartmann in Göttingen stützen, der lange Jahre in China gelebt und ein chinesisches Schriftzeichenwörterbuch im Manuskript vollendet hat (1922)". 3 B. Meißner, Die Keilschrift (2. Aufl. 1922) S. 19.

4 Seler, Ges. Abhandlungen, Bd. 1, S. 243/245.

werkzeuge für „Christus", Kreuz auf Postament für „katholischer Glaube" und Leiter für „aufsteigen".

Bisweilen werden auch Begriffe durch Zusammenstellung zweier Bilder ausgedrückt, wobei dann diese Bilder meist selbständig nebeneinander stehen, also nicht etwa sinngemäß zu einem Bilde zusammengefaßt werden. So schreibt man im Ägyptischen schon sehr früh „Monat" mit der Mondsichel über einem Sterne, „waten" durch die menschlichen Beine — das Zeichen für Gehen — und das Wasser und später „trinken" durch Wasser und Essen — ein Mann, der die Hand an den Mund führt—, „löschen" durch Wasser und Feuer. Ebenso schrieb das Babylonische für „essen" die Bilder von Mund und Speise, für „trinken" Mund und Wasser, für „weinen" Wasser und Auge, für „Regen" Wasser und Himmel, für „Leiche" Mensch und tot, für „Schwert" groß und Dolch, für „sich vermehren" groß und Fisch, für „König" groß und Mensch[1]. Besonders das Chinesische hat dieses Mittel, nicht darstellbare Begriffe auszudrücken, gern angewandt. Mutter und Kind bezeichnet „lieben". Ein Kind mit dem Kopf nach unten — das Zeichen für „neugeboren" (s. S. 24) — zusammen mit einer Schippe aus Flechtwerk und zwei Händen — das Zeichen für „wegwerfen" — bedeutet „Kindesaussetzung". Man schreibt — wie im Babylonischen — Wasser und Auge für „Tränen", Sonne und Mond für „Glanz", „hell", Türe und Ohr für „hören", einen im Gefängnis sitzenden Mann und eine Schüssel für „freundlich", eine Fallgrube und ein Kreuz — das Zeichen für „überschreiten" — für „Unglück", dreimal das Zeichen Hand über einen Baum für „Maulbeerbaum" — an dem gepflückt zu werden pflegt —, dreimal das Zeichen Mund — hierbei wird die Mehrzahl wie im Ägyptischen bezeichnet — über einem Baum für „Vogelgesang". Ein Baum mit einem Querstrich oben bedeutet „Zweig", „Ende", ein Baum mit einem Querstrich unten „Wurzel", „Anfang", zwei Bäume bedeuten „Wald". Ebenso stellt man die Zeichen für Mann und Wort — vgl. „ein Mann, ein Wort" — zusammen, um den Begriff „Zuverlässigkeit", „Treu und Glauben" (*sin*) zu bezeichnen, die Zeichen für Rind und Schlag, um „Hirt"zu schreiben, ohne daß dabei etwa die Worte für die Einzelbegriffe gelesen werden. In neuerer Zeit soll diese Art der Umschreibung von Begriffen namentlich in buddhistischen Texten beliebt geworden sein. So schreibt man in ihnen den Namen Buddhas — gesprochen *fo* —, als ob er „West-Reich-Mensch" laute, was bei gesonderter Lesung der einzelnen Schriftzeichen *si-kwŏ-jên* wäre, das Wort für „Ei" (*tsch'un*), als ob es „noch nicht gewordenes Fleisch" laute. Die üblen Eigenschaften bezeichnenden Wörter für „schlecht" und „schief" werden geschrieben, als ob sie „nicht gut", „nicht gerade" zu sprechen seien, was in Wirklichkeit natürlich nicht der Fall ist. Auch das moderne Wort „Telegraph", das man so und nicht anders ausspricht, wird mit dem Zeichen für Blitz und Faden geschrieben, als ob es der Chinese „Blitzfaden" nennt.

Eine solche Bilderschrift drückt in ihrer ursprünglichen Form nur Begriffe und Gedanken und nicht Worte und Sätze einer bestimmten Sprache aus. Natürlich wird sie von dem Volke, das sie sich geschaffen hat, in seiner Sprache gelesen, denn denken ohne Worte ist nicht möglich. Theoretisch sollte daher eine solche Begriffsbilderschrift in jede andere Sprache übertragen werden können. Was der Angehörige eines Volkes in dieser Schrift niedergeschrieben hat, sollte von jedem anderen Volke in dessen Sprache gelesen werden können, gerade wie unser Zeichen für „ver-

1 B. Meißner, Die Keilschrift S. 20, ders. Die Kultur Babyloniens und Assyriens S. 83, ders. Babylonien und Assyrien (Kulturgeschichtliche Bibliothek, Bd. I, 4) Bd. 2, S. 339.

storben", das Kreuz, von allen christlichen Völkern gelesen werden kann, wobei es von jedem anders gesprochen wird. Freilich gehört hierzu die Kenntnis der konventionellen Setzungen, zu denen die betreffende Bilderschrift auf Grund besonderer Gedankengänge gelangt ist. Dies trifft gerade in dem Falle des Grabkreuzes zu.

In der Tat ist es im Verlauf der Geschichte zu wiederholten Malen geschehen, daß ein Volk die Schrift eines anderen übernahm und die alten Schriftbilder mit den entsprechenden Wörtern seiner eigenen Sprache las, also anders als sie von ihren Schöpfern gelesen wurden. So haben die Japaner die Schrift der Chinesen zusammen mit ihrer Kultur übernommen. Sie wurde dann freilich allmählich stark umgestaltet, da ihre Sprache ganz anders geartet war. Ebenso entlehnten die semitischen Einwohner Mesopotamiens, die Akkader — Babylonier und Assyrer — die Schrift der eingesessenen Bevölkerung, der Sumerer, die eine ganz andere Sprache besaßen. Ähnlich haben später noch die Perser, bevor sie zum Islam übertraten und dabei die arabische Schrift annahmen, die rein lautliche Schrift der semitischen Aramäer auf ihre eigene zum indogermanischen Sprachstamm gehörende Sprache übertragen. Aramäisch war im persischen Reich die allgemeine Verkehrssprache. Die Perser lasen die aus Buchstaben bestehenden Schriftbilder der aramäischen Wörter mit den entsprechenden persischen Wörtern und schrieben sie hierfür, als ob es sich um Ideogramme handelte. So lasen sie das aramäische *laḥmā* „Brot" *nān*, das aramäische *biṣrā* „Fleisch" *gušt*, das aramäische *malkā* „König" *šāh*[1]. Man nennt diese aramäisch geschriebene, persisch gelesene Schrift Pehlevi. Ähnlich lesen übrigens auch heute die Engländer einige Abkürzungen lateinischer aus dem Mittelalter überkommener Ausdrücke mit ihrer englischen Übersetzung, so e.g. — abgekürzt aus *exempli gratia* „zum Beispiel" — mit *for instance*, i.e. — abgekürzt aus *id est* „das ist" — mit *that is*, etc. mit *and so on*. Beidemal sind Elemente einer rein lautlichen Buchstabenschrift ganz nach Art der alten Begriffsbilderschriften behandelt. Lautliche Schreibungen sind Ideogramme geworden. Es hat ein Rückfall der jüngsten Form der Schriftentwicklung in die älteste stattgefunden.

3. Die Phonetisierung der Bilderschrift

Die reine Begriffsschrift hatte sich aus dem ursprünglichen Gebrauch des Bildes zur Verständigung ganz natürlich entwickelt. Keine der alten Bilderschriften ist hierbei stehengeblieben. Da der Mensch in Worten denkt, haben sie sich vielmehr alle sehr früh zu einer Lautschrift oder genauer zu einer Begriffslautschrift umgewandelt. Die Bilder (Ideogramme) bezeichnen nun nicht nur die Begriffe, die sie selbst darstellen oder andeuten, sondern auch schon Wörter, die diesen Begriffen entsprechen. Es sind die Wörter, mit denen in der jeweiligen Sprache die Begriffe gedacht und die Bilder gelesen werden. Die Bilder werden so aus Begriffszeichen automatisch zu Wortzeichen. Sie erhalten einen bestimmten Wortlaut oder auch mehrere, wenn es Synonyma für den in dem Bilde dargestellten Begriff gab. Diese innerliche, sich ganz von selbst einstellende Phonetisierung der Bilderschriften hat zu einem weiteren Schritt in der Entwicklung der Schrift geführt, der nicht so selbstverständlich ist. Er stellt sich jedoch überall,

1 [s. Jensen, Schrift (2. Aufl.) S. 301 ff., v. Bissing im Handbuch der Archäologie S. 165, Diringer, Alfabeto, S. 447 f.]

soweit wir sehen können, sehr früh ein. Man kam dazu, von der eigentlichen Bedeutung der Bilder ganz abzusehen und sie entsprechend ihrem Lautwert als Wortzeichen nun als rein lautliche Schriftzeichen zu verwenden. Hierbei zog man sie auch zur Schreibung solcher Wörter und Wortteile heran, mit denen das in ihnen dargestellte Wort weder begrifflich noch etymologisch das Geringste zu tun hatte.

Als Beispiel für diese Erscheinung mögen hier zunächst einige Schreibungen geläufiger Ausdrücke der ägyptischen Sprache dienen[1]. Sie sind so ausgewählt, daß in ihnen je zwei Wörter in diesen beiden Anwendungen der alten Schriftbildzeichen nebeneinander entgegentreten (Abb. 19). In der einen Anwendung sind die Wörter nach wie vor mit ihren eigenen Bildern also

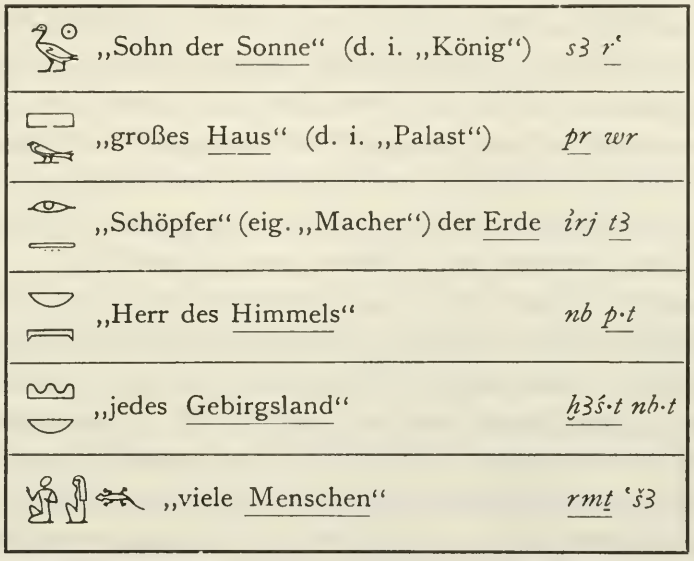


Abb. 19. „Wortzeichen in ideographischer und phonetischer Verwendung".
(Die unterstrichenen Wörter sind ideographisch, die anderen phonetisch geschrieben)
(Sethe, Schriftsystem, Tabelle 5).

ideographisch geschrieben — hier „Sonne", „Haus", „Erde", „Himmel", „Gebirgsland" und „Menschen" —, in der anderen jedoch mit einem Bilde, zu dem das geschriebene Wort keine andere Beziehung hat als die, mit dem dargestellten Wort gleiche lautliche Verhältnisse zu zeigen — hier Ente (*s3*) für *s3* „Sohn", Schwalbe (*wr*) für *wr* „groß", Auge (*'ir·t*) für *'irj* „machen", Korb (*nb·t*) für *nb* „Herr", darunter dasselbe Zeichen für *nb* „alle" und Eidechse für *'š3* „viel". Diese Schreibung ist demnach phonetisch.

Erst mit diesem Schritt, in dem von der eigentlichen Bedeutung des Bildes abgesehen und ihm ein lautlicher Wert unterschoben wurde, schied sich die Schrift unwiederbringlich vom einfachen Bilde, aus dem sie hervorgegangen war. Zugleich erlangte sie eine Bedeutung, die sie weit über das Bild als Verständigungsmittel hinaus hob. Erst jetzt wurde es ja möglich, alle weder selbst darstellbaren noch durch Symbole andeutbaren Dinge zu bezeichnen und auch bedeutungsgleiche Wörter voneinander zu unterscheiden, eine unerläßliche Vorbedingung für die schriftliche Fixierung einer Sprachkunst. Dem Bilde eines Weges allein könnte man — wenn

1 [Vgl. Sethe, Schriftsystem S. 16, Tabelle 5.]

wir diesen Sachverhalt in unsere Sprache übertragen — nicht ansehen, ob es „Weg", „Pfad", „Rain" oder „Straße" zu lesen ist, dem eines Schiffes, ob „Kahn", „Boot", „Nachen", „Schiff", „Jolle", „Fähre" oder „Kanu" gemeint ist, und dem eines Kopfes, ob es als Schriftzeichen „Kopf", „Haupt" oder „Schädel", im Lateinischen „*caput*" oder „*testa*" bedeutet.

Dieser Schritt zur rein phonetischen Verwendung der alten Bilderzeichen, der wichtigste und einschneidendste vielleicht, den die Entwicklung der Schrift getan hat, stellt für die Bilderschrift einen völligen Bruch mit ihrem eigentlichen Wesen dar. Die uns bekannten Bilderschriften der alten Welt haben ihn sämtlich schon vor ihrem geschichtlichen Hervortreten getan. Den Urzustand der reinen Begriffs- und Begriffslautschrift können wir bei ihnen nur noch rückschließend aus mannigfachen Überbleibseln wiederherstellen. Wir treffen ihn jedoch in seiner reinen Form nicht mehr an. Auch die in den ersten Anfängen stehende Bilderschrift der Mexikaner verläßt hier und da schon den Zustand der Begriffsschrift. Beispiele hierfür sind die schon erwähnten (S. 19f.) Ortsnamen, in denen die Bilder der Zähne (*tlan·tli*) und der Fahne (*pam·itl*) zur Schreibung der Wörter *tlan* „zwischen" und *pan* „auf" verwandt werden. So schreibt man auch spanische Namen — wie den Namen Matheo mit dem Bilde eines Armes (*ma·itl*)[1] — als ob darin mexikanische Wörter in verderbter Gestalt steckten[2]. Wie ja auch Indianer den Namen des Generals Maynadier so schrieben, als bedeute er many deer (S. 5).

Die Umwandlung der Bilderschrift in eine Lautschrift ist überall auf Erden in analoger Weise erfolgt. Doch gab es dafür zwei Wege. Der natürlichere von den Ägyptern und den Chinesen eingeschlagene bestand darin, daß die Bilder von dem Worte, das sie darstellen, auf gleichartige Lautkomplexe — ganze Wörter oder auch nur Wortteile — übertragen wurden. An dem Lautwerte, den ihnen das dargestellte Wort gegeben hatte, wurde nichts geändert. Es ist dies das Verfahren, auf dem unsere Bilderrätsel, die sogenannten Rebus[3], beruhen. In diesen Bilderrätseln können wir das Eigenschaftswort „arm" mit dem Bilde eines menschlichen Armes, den „Tor" mit dem Bilde eines Haustores, das Zeitwort „sieben" mit der Zahl 7, das Wort „ganz" mit dem Bilde einer Gans schreiben. Oder wir können für „entzwei" das Bild einer Ente und die Zahl 2; für „zweifelhaft" dieselbe Zahl, ein Tierfell und einen im Gefängnis sitzenden Menschen; für das Wort „Fetisch" eine Fee und einen Tisch hinmalen. Ein Engländer könnte für *meet* „begegnen" ein Stück Fleisch (*meat*), ein Franzose für *sens* „Sinn" oder *sans* „ohne" das Bild eines Tropfens Blutes (*sang*) oder die Zahl 100 (*cent*) schreiben.

Den anderen Weg für die Umwandlung einer Bilderschrift in eine lautliche Schrift haben die Schöpfer der babylonischen Schrift und zum Teil auch die Mexikaner eingeschlagen. Dem Bilde wird hierbei nicht der Lautwert des ganzen Wortes, welches das Bild darstellt, sondern nur der seines Anfanges gegeben[4]. Hätte man dabei nur den einzelnen Laut, mit dem das betreffende Wort

1 Seler, Ges. Abhandlungen Bd. 1, S. 244. 2 Ibd. S. 248ff. 3 [Vgl. Sethe, Schriftsystem S. 16.]

4 [Hierzu bemerkt Prof. von Soden: Die hier vorgetragene Ansicht von der Entstehung der Silbenzeichen in der babylonischen Schrift hat sich als unhaltbar erwiesen. Tatsächlich gehen fast alle babylonischen Silbenzeichen auf (primär oder sekundär) einsilbige sumerische Wörter zurück. Beispiel: Das Bildzeichen für den „Pfeil" (sumerisch *ti*) wird schon früh für sumerisch *ti(l)* „leben" mitverwendet und wird dann schließlich zum Zeichen für die Silbe *ti*. In späterer Zeit sind auch aus akkadischen und hethitischen Wörtern mit einsilbigem Wortstamm auf verschiedene Weise neue Silbenwerte abgeleitet worden. In Verbindung mit dem Zusammenfall ursprünglich verschiedener Zeichen wurde dadurch die an sich schon oft vorhandene Mehrdeutigkeit (Polyphonie) der Keilschriftzeichen, die der Entzifferung besondere Schwierigkeiten bereitet, immer weiter gefördert].

begann, berücksichtigt, wäre man zur Buchstabenschrift gekommen, dem Schluß- und Höhepunkt der ganzen Schriftentwicklung. Ein solches Prinzip hätte die Bilder akrophonisch bewertet, wie wenn wir das Bild eines Baumes für *b*, das Bild einer Hand für *h*, eines Fingers für *f* und eines Ohres für *o* gebrauchten. Dies ist aber, wie wir sehen werden, erst verhältnismäßig spät, im Verlaufe einer längeren Kulturentwicklung, durch die kanaanäischen Semiten geschehen, die damit die Erfinder des Alphabetes geworden sind.

Die Völker, die bei der Umgestaltung ihrer Bilderschrift zu einer phonetischen Schrift anders als die Ägypter verfuhren, haben der Zeichenbewertung nicht den Anfangslaut sondern die Anfangssilbe des dargestellten Wortes zugrunde gelegt. Denn die Wörter lassen sich natürlicherweise nur in Silben und nicht in Einzellaute zerlegen. Die Kenntnis der Einzellaute ist erst auf Umwegen an anderer Stelle — wie wir sehen werden — bei den Ägyptern, gewonnen worden. Sonst ist man jedoch so verfahren, wie wenn wir das Bild eines Tigers für *ti*, das Bild einer Nase für *na*, eine Stufe für *stu*, eines Soldaten für *sol*, eines Adlers für *ad* und eines Igels für *i* gebrauchten. So schrieb zum Beispeil der Mexikaner in dem Personennamen *Netlacahujl* die Silbe *ne-* mit einer Puppe (*nenetl*), die Silbe *tla-* wieder mit den Zähnen (*tlan·tli*)[1], die wir in den Piktographien von Ortsnamen für *tlan* „zwischen" verwandt fanden. (S. 19f.).

Die Lautschrift, die auf diesem letzten Wege aus einer Bilderschrift hervorging, wird so ihrem Wesen nach eine Silbenschrift sein. Das ist bei der babylonischen Schrift, der „Keilschrift", in der Tat der Fall. Die phonetischen Zeichen dieser Schrift sind sämtlich Silbenzeichen, teils für offene Silben wie *ba*, *pu*, *ri* und *du* oder rein vokalische wie *u*, teils für geschlossene Silben mit vokalischem Anlaut wie *al*, *im*, *ur* und *ut* oder mit konsonantischem Anlaut wie *bar*, *riḫ*, *lut* und *dur*. Silben der letzteren Art, zum Beispiel *dur*, können auch durch Zusammensetzung zweier Silbenzeichen geschrieben werden. Von ihnen muß das erste auf den Vokal dieser Silbe enden, das zweite mit ihm beginnen. Man schreibt also für die Silbe *dur* auch *du-ur*, für *biš* auch *bi-iš*, für *nad* auch *na-ad* und muß das vielfach tun in den Fällen, in denen es an einem Silbenzeichen wie *dur*, *biš* und *nad* mangelt. Alle Wörter der in Keilschrift geschriebenen Sprachen (Sumerisch, Akkadisch, Hethitisch usw.) können so in Silben zerlegt geschrieben werden. Die Lautschrift hingegen, die nach dem Prinzip des Rebus entstanden ist, wird nur dann gleichfalls zu einer Silbenschrift werden, wenn diese Sprache überhaupt nur noch aus einsilbigen Wörtern besteht, oder wenn sie ihre längeren Wörter nur aus solchen einsilbigen zusammengesetzt hat. Dies ist bei der chinesischen Sprache der Fall. Sie kennt nur einsilbige Wörter, die heute in dem stark zersetzten Nordchinesisch überhaupt nur noch entweder mit einem Vokal oder mit einem Nasal *n* oder *ng* endigen wie beispielsweise *scha*, *schan* und *schang*, während das Südchinesische wenigstens noch *p*, *k* und *t* im Auslaut bewahrt hat wie *fat* als Name des Buddha, der nordchinesisch nur noch *fo* heißt[2]. Die chinesische Schrift ist daher eine Wortsilbenschrift. Sie schreibt zum Beispiel das Zeichen, das ursprünglich die „Gerste" (*lai*) bedeutete, auch in *lai* „kommen" und *lai* „geben" als ein rein phonetisches Zeichen mit dem Werte *lai*. Ebenso wird das Zeichen „Erde" (*tu*) auch in *tu* „Leib", das der Wolke (*yün*) auch in *yün* „sagen"[3],

1 Seler, Ges. Abhandlungen Bd. 1, S. 267, vgl. S. 407. 2 „Für das Folgende stütze ich mich wieder auf die freundlichen Mitteilungen des Herrn Pastor Hartmann" (S. 24, Anm. 2).

3 Das aus dem Bild der Wolke hervorgegangene Zeichen ist jetzt so sehr zu einem reinen Lautzeichen *yün* geworden, daß es selbst in dem Wort „Wolke" mit einem Determinativ versehen wird.

das der Zahl 6 (*lu*) auch in *lu* „Pilz" und *lu* „Erdklumpen" zur Andeutung der Laute dieser Wörter gebraucht. Sie verbinden sich hierbei mit ideographischen Zeichen, welche die besondere Bedeutung der gebrauchten Wörter erkennen lassen. Ganz anders stand es mit der ägyptischen Sprache, die der Schrift der Ägypter daher ein völlig anderes Gepräge gegeben hat, wie wir das weiterhin sehen werden.

Sowohl die chinesische wie die babylonische Silbenschrift sind aus alten Bilderschriften unmittelbar hervorgegangen. Wir bezeichnen sie deshalb zum Unterschiede von sekundär wieder aus ihnen abgeleiteten Silbenschriften als primäre Silbenschriften. Neben den lautlichen Silbenzeichen haben sie zum Teil auch noch das Begriffszeichen als Überbleibsel und Zeuge des einstigen Urzustandes der Schrift erhalten. Im Chinesischen findet die Verwendung dieser Begriffszeichen sogar noch in ausgedehntem Maße statt. Man fügt sie in Gestalt von Deutzeichen als sogenannte Klassenzeichen oder Klassenhäupter dem lautlich geschriebenen Worte zu. Sie deuten die Begriffsklasse an, in die das betreffende Wort gehört, und unterscheiden es damit von gleichlautenden Wörtern anderer Bedeutung. So fügt man dem Lautzeichen *tschou*, das eigentlich ein Schiff darstellt und bedeutet, das Zeichen des Wassers zu, um *tschou* „Wasserbecken", das der Rede, um *tschou* „Geschwätz", das der Pflanze oder des Fisches, um die gleichlautenden Namen einer bestimmten Pflanze und eines bestimmten Fisches zu bezeichnen. Ebenso fügt man dem Lautzeichen *lai*, das — wie schon erwähnt — „Gerste" bedeutet, das Zeichen für Geld, eine Kaurimuschel, zu, um *lai* „geben" zu schreiben. Dem Zeichen für *t'o* „gewölbt" — eigentlich Kobraschlange — wird das Zeichen für Krankheit zugefügt, um *t'o* „Buckel", das für Pferd, um *t'o* „Kamel", das für Vogel, um den Vogel Strauß zu bezeichnen, der wie alle diese Wörter eben wegen seiner Gestalt mit jenem Worte *t'o* „gewölbt" benannt ist. Man sieht, wie solche Schreibungen auch bei etymologisch zusammenhängenden Wörtern die verschiedenen Bedeutungen unterscheiden lassen. Ganz anders ist es, wenn dem Zeichen für die Zahl 6 (*lu*) das Deutzeichen für Sproß zugefügt wird, um *lu* „Pilz" zu schreiben, und dazu als drittes das Zeichen für Erde gesetzt wird, um *lu* „Erdklumpen" und weiter ein viertes, das Zeichen für Auge, um *lu* „freundlich blickend" zu schreiben.

Zum Schluß sei noch ein anderes Beispiel aus der chinesischen Schrift gegeben, das die mannigfaltige Verwendung eines Lautzeichens in Verbindung mit den verschiedensten ideographischen Deutzeichen gut veranschaulicht. Das Bild eines Gefangenen, der in einem viereckigen Raume eingeschlossen sitzt, über dem Bilde einer Schüssel bedeutet — wie schon erwähnt — ideographisch „freundlich". Als phonetisches Zeichen verwandt bezeichnet es zusammen mit einem Deutzeichen die folgenden Wörter:

Mit dem Deutzeichen „Mund" das Wort für „sich räuspern",
„ „ „ „Frau" „ „ „ „ehrwürdige Frau",
„ „ „ „Herz" „ „ „ „Wut",
„ „ „ „Hand" „ „ „ „abwischen",
„ „ „ „Baum" „ „ „ „rote Baumfrucht",
„ „ „ „Wasser" „ „ „ „lauwarm",
„ „ „ „weiß" „ „ „ „Fruchtwein".

Im Babylonischen werden solche allgemeinen Deutzeichen im wesentlichen nur den lautlich geschriebenen Eigennamen der Menschen, Götter, Städte und Länder teils vor- teils nach-

gestellt beigeschrieben. Daneben hat die Keilschrift aber auch noch viele Wortzeichen. Sie werden teils allein, also ganz in der ursprünglichen Weise, teils in Verbindung mit Lautzeichen für die Gegenstände gebraucht, die in ihnen ursprünglich unmittelbar dargestellt waren.

Hand in Hand mit der inneren Umwandlung der Bilderschrift aus einer Begriffsschrift in eine Lautschrift vollzieht sich eine äußere Wandlung der Schrift, die jene Umwandlung unterstützt und ihrerseits durch sie gefördert wird. Die Bilder, die ihren eigentlichen Gedankeninhalt, ihre Bildbedeutung verloren haben, verlieren im praktischen Gebrauch durch die Menschenhand auch ihre Bildgestalt. Sie lösen sich beim Schreiben in ein System von Strichen auf, die je nach der Natur des Schreibmaterials besondere Formen annehmen. Hierdurch ist die alte sumerisch-babylonische Hieroglyphenschrift zunächst eine Linienschrift geworden. So liegt sie uns in Stein eingegraben noch in den ältesten Inschriften der Babylonier, der semitischen Könige wie des Sargon von Akkad (um 2600 v. Chr.)[1] vor. Da die Schrift in der Praxis mit einem Dreikant[2] in weichen Ton — das einzige Schreibmaterial, welches Mesopotamien bot — eingegraben wurde, haben die Linien der ehemaligen Bilder früh die Gestalt von Keilen und Haken angenommen, die sich schon in diesen alten Steininschriften vielfach anzeigen. So ist die Keilschrift entstanden. Sie läßt im Gegensatz zu den Steininschriften von der ursprünglichen Bildgestalt der Schriftzeichen, den diese hin und wieder noch ahnen lassen, schlechterdings nichts mehr erkennen. Das gewöhnliche Material für keilinschriftliche Aufzeichnungen ist die Tontafel, die sowohl für Briefe, Rechnungen, Aktenstücke und dergleichen wie für literarische Erzeugnisse — Bücher und deren Teile — gebraucht wird. Die Schrift wird in den weichen Ton eingegraben, der, wenn er beschrieben ist, gebrannt wird. Diese so entstandene Keilschrift wird von den späteren Babyloniern und den Assyrern nicht nur in Tontafeln geschrieben verwandt, sondern mit denselben Formen auch auf den Denkmälern in Stein eingegraben, so zum Beispiel auf dem Obelisken Salmanassas III., der unter anderem der Gesandtschaft des israelitischen Königs Jehu aus dem Jahre 841 v. Chr. gedenkt[3].

Aus der alten Bilderschrift der Chinesen ist das Strich- und Schnörkelgewirr geworden, welches jeder von uns kennt. Sie wurde mit schwarzer Tusche ursprünglich mittels eines Rohrgriffels, dessen Ende zu einer Art Pinsel zerkaut wurde, auf Palmblätter, später mit einem Haarpinsel auf Papier geschrieben. Die natürlichen, rund und unregelmäßig verlaufenden Linien der Bilder sind hier zu eckigen, meist geradlinigen Gebilden, die Punkte zu Linien umgestaltet. Von der einstigen Bildgestalt ist kaum je noch etwas erhalten. Die wenigen Ausnahmen können nur von den Wissenden erkannt werden. Wie die Babylonier und Assyrer haben auch die Chinesen ihre im Laufe der Zeit äußerlich mehr und mehr umgestaltete Schrift nicht nur beim Schreiben mit Tusche gebraucht. Sie benützen sie eingegraben oder erhaben auf ihren Denkmälern aus Stein oder Metall noch heute ähnlich wie auf dem berühmten Bronzedreifuß aus der Chu-Dynastie (um 800 v. Chr.)[4]. Er wurde auf der „Silberinsel" im Jangtsekiang aufgefunden

---

1 [S. Diringer, Alfabeto S. 117, Abb. 60, 4. Die bisher ältesten und daher den ursprünglichen Bildern noch am ähnlichsten Schriftformen auf babylonischem Boden (Zeit: vor 3200 v. Chr.) siehe A. Falkenstein, Archaische Texte aus Uruk (Berlin 1936).]

2 [Abgebildet v. Bissing im Handbuch der Archäologie Taf. 22, 3.]

3 [Abgebildet Diringer, S. 123, Abb. 66, 1.]

4 S. W. Bushel, Chinese Art (1909) Bd. 1, Taf. 48.

und ist unter dem Namen *Wu-Chuan-Ting* bekannt, eine Stiftung des Inspektors der öffentlichen Arbeiten Wu-Chuan für Totenopfer zugunsten seines Vaters.

Auch bei der ägyptischen Schrift haben diese Vorgänge, die äußere wie die innere Umwandlung, stattgefunden. Wir müssen sie bei ihrer Bedeutung für die Vorgeschichte unserer eigenen Schrift genauer betrachten und werden hierbei ganz eigenartige Abweichungen von den bisher beobachteten Vorgängen feststellen. Im praktischen Gebrauch haben sich auch ihre alten Bildzeichen, die Hieroglyphen, allmählich bis zur vollkommenen Unkenntlichkeit in sinnlos oder willkürlich scheinende Strichgebilde aufgelöst. Der Schreibstoff war bei den Ägyptern der Papyrus, wie ihn später die Griechen nannten, viereckige, unseren Seiten gleichende Blätter aus Fasern und Mark einer Sumpfpflanze (*Cyperus papyrus*). Sie wird heute erst tief im Süden des Nilstromgebietes wieder angetroffen. Die Papyrusblätter gleichen im frischen Zustande unserem Papier, das ja davon den Namen hat. So wie sie uns vorliegen sind sie vor Alter gelb oder tiefbraun geworden. An Dauerhaftigkeit sind sie dem Papier bei weitem überlegen, besitzen wir doch eine ganze Anzahl gut erhaltener und bei geeigneter Behandlung noch heute schmiegsamer, auf Papyrus geschriebener Dokumente aus dem alten Ägypten, die viereinhalbtausend Jahre alt sind.

Als Ersatz für den Papyrus diente als kostbareres Material Ziegenleder, als gemeineres das sogenannte Ostrakon: in älterer Zeit der Kalksteinsplitter, später die Topfscherbe aus gebranntem Ton. Diese Ostraka benützte man für vorübergehende Aufzeichnungen wie Notizen, Briefe, Rechnungen, Listen, Quittungen, Entwürfe zu literarischen Abschriften und dergleichen mehr. Geschrieben wurde mit schwarzer und roter Tusche, die mittels Wasser in zwei Näpfchen einer Palette angerieben wurde. Man übertrug sie mittels einer Binse oder eines Rohrgriffels mit schräg geschnittenem Ende, später auch mittels einer gespaltenen Rohrfeder auf die Schreibfläche[1], indem man die Schriftzeichen auf den Papyrus oder auf dessen Ersatzstoffe malte. Es waren also im wesentlichen die gleichen Schreibmittel, die auch wir noch brauchen: Tinte, Feder und Papier.

Die Schreibschrift (Abb. 20[2]), die sich im Gebrauch dieser Schreibmittel früh ausbildete, hat sich bald nicht minder stark als die Keilschrift und als die chinesische Schrift von der ursprünglichen Bildgestalt der Schriftzeichen entfernt. Sichtlich ist hierbei das Bestreben, möglichst viel in einem Zuge ohne Absetzen des Griffels zu schreiben, das treibende und leitende Motiv gewesen. Man kann dies zum Beispiel bei den Zahlenzeichen deutlich sehen. In ihren jüngsten, am stärksten entstellten Formen, wie sie zur Zeit der Griechen- und Römerherrschaft über das Niltal gebraucht wurde, nennen wir sie Demotisch (Abb. 20) in Anwendung des von den Griechen geprägten Ausdrucks *δημοτικὰ γράμματα* „volkstümliche Schriftzeichen", mit dem sie diese Schrift von den hieroglyphischen Bildzeichen unterschieden. Für die älteren Formen, deren Fortentwicklung die „demotische" Schrift ist, gebrauchen wir wenig passend die Benennung „Hieratisch", die Clemens Alexandrinus zum Unterschiede von der demotischen Schrift — des täglichen Lebens und der profanen Literatur — für die zur Niederschrift religiöser Texte neben ihr üblich

1 W. Schubart, Einführung in die Papyruskunde S. 43 [s. v. Bissing im Handbuch der Archäologie Taf. 19, Abb. 3 (Palette) und Abb. 5 (Schreibrohr).]

2 [Schon von Sethe, Schriftsystem S. 9 nach G. Möller, Die Buchschrift der alten Ägypter (Zeitschrift d. Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum 1919 Nr. 7/8) abgebildet.]

gebliebenen älteren Formen der Schreibschrift geprägt hat. Diese älteren Formen hatten gegenüber dem Demotischen ebenso wie die Hieroglyphen in der Tat etwas „Hieratisches" an sich. Sie erhielten dies jedoch erst damals dem Demotischen gegenüber. Für die früheren Zeiten der ägyptischen Geschichte paßt auf sie dieser Ausdruck eigentlich nicht. Damals stand bereits ebenso der lebenden Schrift, die man Hieratisch nennt, eine besondere Schriftform gegenüber, die diese Bezeichnung verdiente. Es ist die hieroglypische Buchschrift (Abb. 20), eine altertümliche, den Hieroglyphen näherstehende Form der Schreibschrift, die aus den ältesten Zeiten

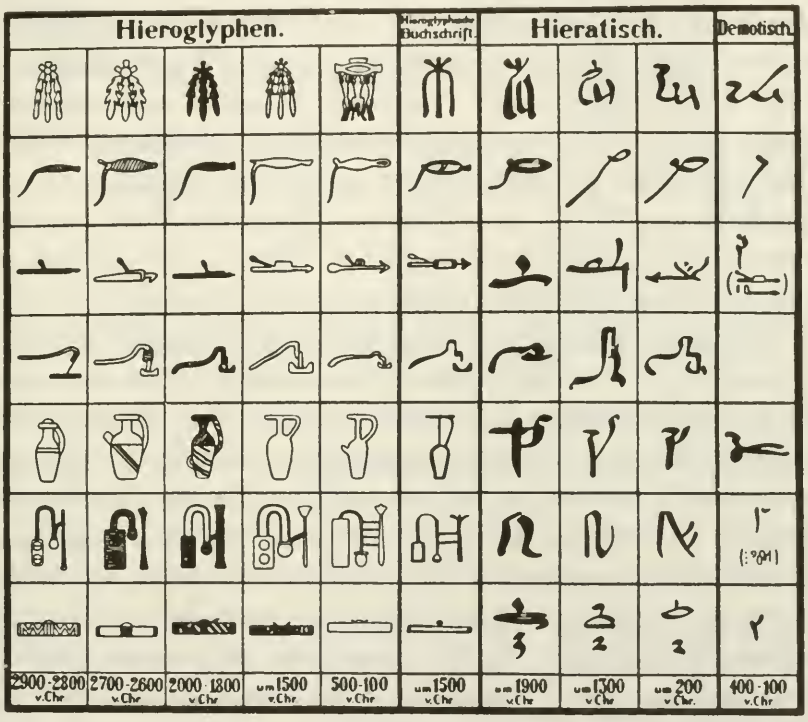


Abb. 20. „Entwicklung der hieroglyphischen, hieratischen und demotischen Schrift" (nach G. Möller, Die Buchschrift, Zeitschr. d. D. Vereins für Buchwesen und Schrifttum 1919 Nr. 7/8).

stammt. Da man unter „Demotisch" nicht nur die Schrift der späten Zeit versteht, sondern auch die mit ihr geschriebene junge Sprachform, ist die Anwendung dieses Ausdruckes auf die Schreibschrift der älteren Zeit unmöglich.

Die abgenutzten Zeichenformen der babylonischen und der chinesischen Schrift wurden — wie wir sahen — auch auf Denkmälern verwandt, so daß sie jeweils die einzige bei diesen Völkern gebrauchte Schrift darstellten. Im Gegensatz hierzu haben die Ägypter neben ihrer ebenso abgenutzten Schreibschrift, die sie auf Papyrus und Scherbe mit Tinte schrieben, für den Gebrauch auf den Denkmälern allezeit noch die alten bildhaften Zeichenformen verwandt, aus denen jene Schreibschrift hervorgegangen war. Diese in Stein, Metall oder Holz eingegrabene Denkmälerschrift haben die Griechen treffend *ἱερογλυφικὰ γράμματα* bezeichnet. Wir nennen sie eben danach „Hieroglyphen". Der aus den Wörtern für „heilig" und für „einmeißeln" gebildete Name ist auch in seinem ersten Teile treffend. Denn diese Schriftzeichen stellen in der Tat etwas dar,

was als ein Vermächtnis aus uralter Zeit nach altheiliger Sitte zu geheiligten Zwecken in Verbindung mit einer älteren Form der Sprache gebraucht wurde. Sie wurden auf den Wänden der Tempel und der Grabbauten, auf Grab- und Denksteinen, auf Statuen und Kultgeräten angebracht. Zu der jeweils lebenden Sprache verhielt sich die Sprache der so geschriebenen Texte wie das Lateinische zum Italienischen.

Wie die babylonische und die chinesische Schrift hat auch die ägyptische, und zwar in ihrem abgenutzten Alltagskleide — dem Hieratischen und dem Demotischen — ebenso wie in ihrem Festgewande — den Hieroglyphen — neben den lautlichen Zeichen auch die Begriffszeichen (die Ideogramme) stets beibehalten[1]. Sie ist so trotz der Bildgestalt der Hieroglyphen nicht mehr eine reine Begriffs- oder Bilderschrift und mit ihren Begriffszeichen noch keine reine Lautschrift sondern eine Mischung beider. Viele Wörter werden noch mit dem Bilde, das sie selbst darstellt, ganz wie in einer reinen Begriffsbilderschrift geschrieben. Beispiele dafür bot Abb. 19 (S. 27), die eine Reihe Wortverbindungen aus je einem ideographisch und einem nicht ideographisch geschriebenen Worte zeigte. Diesen „Wortzeichen" — ursprünglich eine unzählige Menge, soviel als es darstellbare Dinge gab — fügte man je nach Bedarf oder Wunsch. keineswegs ausnahmslos, lautliche Zeichen (phonetische Komplemente) zur Unterscheidung bedeutungsgleicher Wörter bei. Man setzte sie entweder vor das Begriffszeichen, so daß dieses am Ende des Wortes stand (Abb. 21) oder gruppierte sie um es herum, so daß nun das alte Wortzeichen als der eigentliche Kern der Schreibung in der Mitte stand (Abb. 22a). Bei den letzteren Schreibungen kann man dann frühzeitig die Beobachtung machen, daß ein in der Mitte stehendes Wortzeichen umgewertet wird[2]. Es wird nun als ein lautliches Zeichen (Stammeszeichen) für den Wortstamm angesehen. Man erkennt dies daran, daß es am Ende des Wortes noch einmal, hier als ideographisches Wortzeichen wiederholt wird (Abb. 22c). Dabei ist der Wunsch maßgebend gewesen, die Schreibung des Wortes mit dem Ideogramm enden zu lassen, wie dies in den erstgenannten Beispielen der Fall war. Da die Ägypter wie die meisten Völker des Altertums ohne Worttrennung schrieben, war das Ideogramm als Schlußzeichen der Wörter eine willkommene Unterstützung für den Leser.

Dieser Umstand führte schließlich zur Ausbildung einer neuen Verwendungsart der Begriffszeichen[3]. Es kommt zu den allgemeinen Deutzeichen (Determinativa), die stets am Ende der Wörter stehen und später nur bei wenigen sehr häufigen Wörtern — zum Beispiel bei „tun", „sein", „werden" und bei den Partikeln — fehlen. An Stelle der vielen Hunderte von besonderen Wortzeichen, die den genannten Gegenstand selbst darstellen, tritt nun etwa seit 2000 v. Chr. eine beschränkte Zahl solcher Deutzeichen. Sie deuten wie die chinesischen „Klassenzeichen" nur die Begriffsklasse — die Kategorie — an, zu der das betreffende Wort gehört. So werden alle fliegenden Lebewesen mit dem Bilde der Ente (s. Abb. 22c „Käfer") geschrieben, ob es sich um einen Käfer, eine Heuschrecke, eine Fliege oder einen Geier, einen Falken, eine Schwalbe handelt, während man früher alle diese Tiere naturgetreu abgebildet hatte. Ähnliche Deutzeichen finden sich am Ende der Wörter von Personen, Göttern, Ländern und Städten, für deren Namensschreibungen man dieses Hilfsmittel schon früh gebraucht hatte, ebenso für Pflanzen, Metall, Holz, Flüssigkeit (s. Abb. 22c „reinigen"), für Abstraktes, für die Tätigkeit

1 [Vgl. Sethe, Schriftsystem S. 20ff.] 2 [Vgl. Sethe, Schriftsystem S. 20ff.]

3 [Dies und das Folgende ibd. S. 23 ausführlicher.]

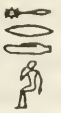
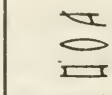
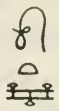
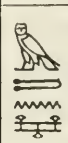
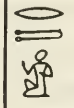
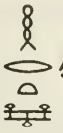
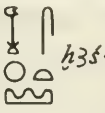
Bedeutung	„Mann“	„Kind“	„Wasserlauf“	„Weg“	„Wüste“
Ideograph. Schreibung					
Phonet. Schreibung der dadurch bezeichneten Wörter	*s3*	 *ḫrd*	 *mrj* „Kanal“	 *w3·t*	*sm·t*
	 *mṯn*				
	 *rmṯ*	*mś*	*ḥ‘pw* „Nil“	 *ḫrj·t*	 *ḫ3ś·t*

Abb. 21. „Wortzeichen mit vorangestellten phonetischen Komplementen“. (vgl. Sethe, Schriftsystem, Tabelle 7).

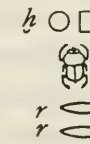
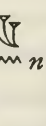
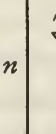
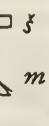
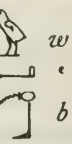
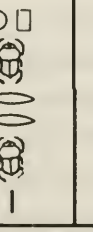
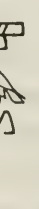
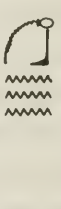
	Bedeutung	„Käfer“	„Pflanze“	„Korb“	„kommen“	„gehen“	„reinigen“
	Lesung	*ḫprr*	*ḥn*	*nb·t*	*šm*	*ữw*	*w‘b*
a)	rein ideographisch						
	desgl. mit phonetischen Komplementen	 *ḫ* *p* *r* *r*	 *ḥ* *n*	 *n* *b* *t*	 *š* *m*	*ữ* *w*	 *w* *‘* *b*
b)	gekürzt						
c)	Wiederholung des alten Ideogramms am Wortende						
		mit ideograph. Merkstrich					

Abb. 22. „Wortzeichen mit herumgruppierten phonetischen Komplementen“. (vgl. Sethe, Schriftsystem, Tabelle 8).

mit dem Mund — das Zeichen für Essen —, mit den Beinen — das Zeichen für Gehen — und mit den Händen — das Zeichen für Schlagen.

Es leuchtet ohne weiteres ein, welche Vereinfachung diese Neuerung für den Schreibenden, vor allem für den Schreibschüler, bedeuten mußte[1]. Sie machte eine große Menge oft recht mannigfaltiger Zeichen entbehrlich. Eine solche Vereinfachung liegt in der Richtung der allgemein erfolgten Entwicklung der Schrift. Sie ist zweifellos als ein Fortschritt zu betrachten. Wenn auch für den Lesenden die alte anschauliche Schreibung, die ihm den Sinn des Wortes geradezu in figura vor Augen stellte, gewiß nur angenehm sein konnte, so galt das ja nur für die Hieroglyphen. Nur sie bewahrten die Bildgestalt der Schriftzeichen. Bei der Schrift des täglichen Lebens, dem Hieratischen, mußte die Mannigfaltigkeit der Schriftzeichen, da sie die Bildgestalt nicht mehr erkennen ließen, an die Gedächtniskraft des Lesers starke Anforderungen stellen, so daß auch er schließlich die neue Einrichtung begrüßt haben dürfte.

	mn in *Mŏntu*, *măn*, *Amūn*, *mŏnkef*, *ḥŏsmen*, *mēnet*, *smīnet*, *mūneḳ*, *mūn*, *Mĕnfer*, *emnŏḏ*.
	= Fleisch, *(ăf)* für *f* gebraucht.
	= *tragen (fī)* für *f* gebraucht.
	„Mund" *(rŏ)* für *r* „zu".
	„Schwalbe" *(wr)* für *wēr* „groß".
	„Käfer" *(ḫpr)* für *ḫōper* „werden".

Abb. 23. „Ignorierung der Vokale und der Silbenteilung" (nach Sethe, Das hieroglyphische Schriftsystem S. 17, Tabelle 6).

Die lautlichen Zeichen erhielten bei den Ägyptern ihre Werte nach dem Prinzip des Rebus. Dabei ist jedoch lediglich das Konsonantengerippe der Grundwörter berücksichtigt worden[2]. Von den Vokalen, die dieses Gerippe ausfüllten, sah man jedoch ganz ab. Während die chinesische und die babylonische Schrift als lautliche Zeichen nur Silbenzeichen — Zeichen, welche die Verbindung eines oder zweier Konsonanten mit einem Vokal ausdrücken — kennen oder auch einfache Vokalzeichen, da es auch rein vokalische Silben gab, besitzt die ägyptische Schrift von Anfang an nichts dergleichen. Sie gebraucht dafür etwas, was jenen beiden Schriften ihrerseits abgeht, Zeichen für die Aufeinanderfolge von zwei oder drei bestimmten Konsonanten, oder — und das ist bedeutsam — auch für einzelne Konsonanten also Buchstaben, je nachdem ob das dargestellte Grundwort drei, zwei oder nur noch einen Stammeskonsonanten enthielt, als die Übertragung des Lautwertes auf sein Zeichen erfolgte. So kam zum Beispiel das Bild des Mundes, der *ro* hieß, zu dem Lautwert *r*, das des Spielbrettes zu dem Lautwert *mn*, das des Käfers zu dem Lautwert *ḫpr*[3]. Mit diesen Lautwerten wurden nun die Zeichen in allen möglichen Wörtern verwandt ohne jede Rücksicht, ob und was für ein Vokal voranging, dazwischenstand oder folgte, ob die Konsonanten ihres Lautwertes in ein und derselben Silbe standen oder nicht (Abb. 23).

1 [Sethe, Schriftsystem S. 24f.] 2 [Sethe, Schriftsystem S. 16, 18.]
3 [Sethe, Schriftsystem S. 17, Tabelle 6.]

Wie selbstverständlich dem Ägypter die Nichtbeachtung der Vokale bei der lautlichen Bewertung der Hieroglyphenzeichen allezeit erschienen ist, zeigt sich recht deutlich in der Verwendung zweier alter Ideogramme (Wortzeichen) für den Buchstaben *f*, die erst in sehr später Zeit aufkommt. Seit dem 7. Jahrhundert v. Chr. schreibt man für diesen Buchstaben an Stelle seines alten Zeichens, einer Giftschlange, auch das Bild des Fleischstückes, weil das Wort für „Fleisch" damals nur noch *af* lautete (Abb. 23). In der Prolemäerzeit wird es üblich, ebenso das Bild für tragen zu verwenden, weil das Wort „tragen" damals im Infinitiv nur noch *fi* lautete (Abb. 23). Beide Zeichen braucht man jetzt unter allen möglichen Verhältnissen für den einfachen Konsonanten *f* und nicht etwa als Silbenzeichen für *af* oder für *fi*[1].

Diese Eigenart der ägyptischen Schrift, die Vokale nicht zu beachten, wirkt sich auch dahin aus, daß man die Vokale der ägyptischen Wörter auch nicht auf Umwegen zu bezeichnen versucht, wie es später bei Fremdwörtern geschieht[2]. Sie erklärt sich aus dem Bau der ägyptischen Sprache, die mit den Sprachen des großen semitischen Sprachstammes, also den Sprachen der alten Babylonier und Assyrer, der Hebräer und Aramäer, der Araber und Abessinier, die Eigentümlichkeit teilt, daß der Begriffsinhalt der Wörter nur an den Konsonanten, die allein den Wortstamm bilden, haftet[3]. Die Vokale dienen hierbei lediglich zur Unterscheidung der Wortformen, ähnlich etwa wie in unseren indogermanischen Sprachen in den Fällen des Umlautes (trage, trug; cado, cecidi; *τρέπω, ἔτραπον, τέτροφα*). So haben im Semitischen die Wörter, die mit dem Begriff des Königtums und Herrschers zusammenhängen die Stammeskonsonanten *mlk*: *malik* „König", *muluk* „Könige", *mulk* „Königtum", *malaka* „er ist König", *jamlik* „er wird König", *imlik* „sei König", *milk* „Besitz" und *malaki* „königlich", im Ägyptischen Wörter, die mit dem Begriff göttlich zusammengehören, die Konsonanten *nṯr*: *nuter* „Gott", *entōret* „Göttin", *entēru* „Götter", *nōtri* „göttlich", *ḥonter* „Gottesdiener", *sonter* „Weihrauch". Während bei uns der Stammesvokal der Zeitwörter *laben*, *lieben*, *leben*, *loben* und der Hauptwörter *Laub*, *Laib*, *Leib* in allen Formen und Ableitungen derselbe bleibt, und sich beispielsweise die Infinitiva der genannten Verba voneinander eben nur durch diesen Stammesvokal unterscheiden, ist im Ägyptischen wie im Semitischen gerade das Umgekehrte der Fall. Alle Zeitwörter mit der gleichen Zahl von Stammeskonsonanten haben im Ägyptischen im Infinitiv eines um das andere die gleiche Vokalisation und unterscheiden sich nur durch die Konsonanten und ebenso in allen anderen Verbalformen. Die Infinitive der Verben mit drei Stammeskonsonanten zum Beispiel hatten sämtlich, sofern sie ein Geschehen ausdrücken, eine Form des Typus *sātᵉm*, sofern sie ein Sein, eine Eigenschaft ausdrücken, aber eine Form wie *ᵉnḥăt*, und wenn ihr dritter Konsonant ein *j* oder ein *w* war, eine Form wie *miswet*, *misjet*.

Da das Bild eines Gegenstandes oder einer Handlung gerade das begriffliche Element der Wörter wiedergibt und sich um die einzelne Form und ihre Aussprache überhaupt nicht kümmert, so konnte für den Ägypter bei der lautlichen Bewertung der Bilder und ihrer Übertragung auf andere Wortgebilde eben nur der Konsonantenbestand in Betracht kommen[4]. Die Vokale

---

1 [ibd.]

2 *w* für *u* und *o*, *j* für *i*, Aleph für *a* und *e* [vgl. W. F. Albright, the Vocalisation of the Egyptian syllabic Orthography (American Oriental Series, Bd. 5, 1934)].

3 [Dies und das Folgende hier nach Sethe, Schriftsystem S. 18 redigiert.]

4 [Sethe, Schriftsystem S. 19.]

wechselten mit der Form des Wortes in Farbe, Quantität und Stellung. Was immer gleich blieb, waren die Konsonanten. Wenn zum Beispiel das Wort für „Gesicht" *ḥŏr* hieß, „dein Gesicht" aber *ᵉḥrăk*, „dein Gesicht o Frau" *ᵉḥrĕ*, „euer Gesicht" *ᵉhrētenₜ*, „das Gesicht von" *ᵉhrⁿ-* und der Pluralis „die Gesichter" wer weiß wie lautete, so konnte doch das Bild des Gesichtes kaum anders als mit der Konsonantenfolge *ḥ* und *r*, die das Gemeinsame und Bleibende in allen diesen Formen war, bewertet werden. So ist denn dies Bild in der Tat ein Zeichen geworden, das man, wo immer sich diese beiden Konsonanten in einem Worte folgten, als phonetisches Zeichen dafür verwandte: *ḥrejet* „Weg", die Götternamen *Anḥuret* und *Ḥar*, *ḥer* „auf", *ḥraj* „oben", *saḥrej* „entfernen", *dḥar* „bitter sein"[1].

Einzig und allein diese funktionelle Scheidung zwischen Vokalen und Konsonanten ist die Ursache gewesen, daß die Ägypter bei der Phonetisierung ihrer alten Bilderschrift wie von selbst auf die Trennung der einzelnen Laute kamen, aus denen sich die Wörter aufbauen[2]. Überall sonst, wo eine solche funktionelle Scheidung nicht vorlag, wo vielmehr Vokal und Konsonant zusammen den Wortstamm bildeten, zerlegte sich das Wort natürlicherweise, praktisch, nicht in Einzellaute, die größtenteils allein gar nicht aussprechbar waren, sondern in Silben. Daher sind die anderen alten Schriftsysteme, die der Chinesen, der alten Sumerer in Babylonien und auch die seinerzeit im Entstehen begriffene Schrift der Mexikaner, eben nur zu Silbenzeichen, zum Teil auch dort, wo es reine vokalische Silben gab, zu Vokalzeichen, gekommen, nicht aber zu Lautzeichen für die Konsonanten, die objektiv betrachtet etwas Unwirkliches an sich haben, da sie, wie schon ihr Name „Mitlauter" sagt, keine selbständige Existenz besitzen.

Die ägyptische Schrift besitzt — wie gezeigt wurde — neben Zeichen für die Aufeinanderfolge mehrerer bestimmter Konsonanten auch schon Zeichen für die einzelnen konsonantischen Laute. Es sind richtige Buchstaben, vierundzwanzig an Zahl, die allein oder mit jenen mehrkonsonantischen Zeichen zusammen — zum Teil als deren Komplemente zur Verdeutlichung ihres Lautwertes — zur phonetischen Schreibung der Wörter gebraucht werden. Die Ägypter sind so tatsächlich die Erfinder der Buchstaben gewesen. Vor dem phönizischen Alphabet, auf das alle späteren Alphabete mittelbar oder unmittelbar zurückgehen, hat es unseres Wissens keine andere Schrift gegeben, die solche einfachen Lautzeichen, die Elemente der höchsten und letzten Entwicklungsform der menschlichen Schrift, besaß. Zu dieser unendlich wichtigen Erfindung sind die Ägypter augenscheinlich nicht durch besondere Überlegung gekommen, sondern ganz unbewußt und ohne Absicht. Ja es scheint, daß ihnen die ganze Folgenschwere ihrer Erfindung auch nicht bewußt geworden ist. Die ägyptischen Buchstaben sind nämlich genau in derselben Weise zu ihren Lautwerten gekommen wie alle anderen lautlichen Zeichen der ägyptischen Schrift, durch die ganz mechanische, rebusartige Übertragung. Es sind die Bilder von solchen Wörtern, die nur noch einen einzigen festen Konsonanten hatten. Sie waren schon so stark zersetzt, daß von dem ursprünglichen reicheren Lautbestande nur eben noch dieser eine Konsonant außer dem Vokal — und gegebenenfalls der gleichfalls bei der Bewertung unberücksichtigten Femininendung — übriggeblieben waren ähnlich dem Reste *fo* vom Namen des Buddha im Nordchinesischen[3].

---

1 [Beispiele für die Verwendung des Zeichens *mn* S. 36, Abb. 23.]

2 [Sethe, Schriftsystem S. 19f.] 3 [Hier hat Sethe Beispiele aus dem Französischen — *nu* (lat. *nudus*), *nid* (*nidus*), *rit* (*ridet*) — und Englischen — *ly* (liegen), *lay* (legen), *high* (hoch) — notiert.]

Das ägyptische Alphabet hat sich nicht auf einmal gebildet, sondern nach und nach zu seinem vollen Bestande ergänzt. Zu den alten „Buchstaben" sind im Verlauf der geschichtlichen Zeit immer wieder neue, gleichwertige hinzugetreten, sobald der Lautwert eines Wortes bis auf einen einzigen Konsonanten mit Vokal zusammengeschrumpft war. So gibt es in den späteren Zeiten zu vielen Buchstaben mehrere „Homophone". Es sei hier nur an die beiden jungen Zeichen für *f* erinnert, von denen oben die Rede war. Die Zeichenbildung bleibt so bis in späteste Zeiten im Fluß. Ältere Zeichen werden neben jüngeren für dieselben Buchstaben verwandt. Der Ägypter ist auch nicht auf den Gedanken gekommen, durch Überbordwerfen der Zwei- und Dreikonsonantenzeichen und der Wort- und Deutzeichen eine wesentliche Vereinfachung seines recht umständlichen Schriftapparates zu erzielen, obgleich er die Buchstaben in denkbar weitestem Maße zur phonetischen Schreibung in Verbindung mit den anderen Schriftzeichen heranzog. So hat er denn den einen kurzen Schritt, dessen es für ihn bedurft hätte, um die höchste Stufe der Schriftentwicklung zu erklimmen und eine reine Buchstabenschrift zu gewinnen, nicht getan. Er hat dies — wie wir sehen werden — seinen Schülern, den kana'anäischen Semiten, den Schöpfern des „phönizischen" Alphabetes überlassen.

Die starke Zersetzung, in der sich die ägyptische Sprache im Vergleich zu den semitischen Sprachen bereits zu Beginn der geschichtlichen Zeit befand, machte im Lauf der Zeit große Fortschritte. Sie führte ebenso wie die Zersetzung der französischen und der englischen Sprache zu einer historischen Orthographie. Ohne die Einführung von Vokalzeichen, die dem Ägypter — wie wir sahen — so ganz fern lag, wäre es kaum möglich gewesen, die ägyptische Sprache nur mit (konsonantischen) Buchstaben zu schreiben. So hat sich der Ägypter zur Aufgabe seiner alten, unendlich komplizierten Schrift erst entschlossen, als er das Christentum und damit die griechische Schrift mit ihren Vokalzeichen annahm[1], die er dann später wieder mit der arabischen Schrift und Sprache des Islams vertauschen sollte. Religion und Schrift hängen ja überall auf das Engste zusammen[2]. Wie der Jude, ob er nun den jiddischen Jargon des Deutschen oder das Arabisch der spanischen Mauren sprach, die hebräische Schrift der Bibel dafür gebrauchte, wie die dem Islam anhängenden Völker, die Perser und bisher die Türken, die arabische Schrift des Korans auch für ihre von der arabischen Sprache grundverschiedenen Sprachen gebrauchen, wie die römisch-katholischen Slawen (Polen, Tschechen und Kroaten) lateinisch und die griechisch-katholischen (Russen, Serben und Bulgaren) kyrillisch schreiben, so war auch die alte Schrift für die Ägypter, solange ihre Religion bestand, bis in das 3. Jahrhundert n. Chr. unantastbar.

Wenn wir die ägyptische Schrift, mit der wir uns hier eingehender beschäftigt haben, noch einmal kurz mit den anderen Schriftsystemen des Altertums vergleichen wollen, sehen wir uns einem seltsamen Paradoxon gegenüber. Dadurch, daß die alte Bildgestalt der Schriftzeichen in den Hieroglyphen der Denkmälerschrift und die alten Begriffszeichen (Ideogramme) als Wortzeichen beibehalten sind, ist diese Schrift viel altertümlicher als die der anderen Schriftsysteme. Hinsichtlich der Lautzeichen ist sie jedoch am weitesten fortgeschritten, wenn ihr auch jede Vokalbezeichnung fehlt. Sie gelangt bereits an die Schwelle zur Buchstabenschrift, bleibt jedoch für die Zeit ihres Bestandes an ihr stehen.

---

1 [Zu diesem Vorgang jetzt ausführlich H. Grapow, Vom Hieroglyphisch-Demotischen zum Koptischen (Pr. Ak. d. Wiss. Sitzgsber. Phil.-hist. Klasse 1938, 28) S. 23ff.] 2 Vgl. M. Lidzbarski, Die Herkunft der manichäischen Schrift (Sitzungsber. Berl. Ak. d. Wiss. 1916 S. 1213ff., S. 1219f.).

Bevor wir uns nunmehr von den älteren Schriftsystemen, die aus einer Begriffsbilderschrift unmittelbar und organisch hervorgegangen sind, zu den jüngeren wenden, die nicht mehr einen solchen natürlichen Ursprung haben, muß noch eines Punktes technischer Art gedacht werden, der für jene älteren Systeme bezeichnend scheint und für die Frage der Herkunft unserer eigenen Schrift bedeutsam sein wird. Es ist die Schreibweise, die sich von unserer heutigen wesentlich unterscheidet. Während wir von links nach rechts in waagerechten Zeilen schreiben, sind jene alten Schriften ursprünglich von rechts nach links in senkrechten Kolumnen geschrieben worden. Zeichen stand über Zeichen[1]. Der Chinese schreibt so noch heutigen Tages wie auf dem Bronzedreifuß der Chu-Dynastie. Nur die Mandschu, das bis vor kurzem China beherrschende Fremdvolk, schreibt das Chinesische von links nach rechts. Auch bei den Ägyptern ist diese Schreibweise das Ursprüngliche gewesen. Wir finden sie überall in den alten Hieroglyphenschriften als das Übliche. Auch für die mit Tinte geschriebene Schrift, das Hieratische, bleibt sie bis gegen 2000 v. Chr. das allein Übliche und macht erst in dieser Zeit allmählich einer anderen Platz. Man geht nun zu der waagerechten Zeile über, behält aber die alte linksläufige Schreibrichtung bei (Taf. I, b). Diese Art zu schreiben hält sich bis an das Ende des Heidentums und wird auch bei der demotischen Schrift allein gebraucht, so auf dem Stein von Rosette (Tafel II). Die alte Art, in senkrechten Kolumnen von rechts nach links zu schreiben, findet sich in religiösen Texten mit kurzen Unterbrechungen allezeit. Sie ist auch bei den Hieroglyphen der Denkmäler bis in die spätesten Zeiten noch oft anzutreffen, doch scheut man sich nicht, die Hieroglyphen aus dekorativen oder aus sachlichen Gründen auch umzudrehen, das heißt im Spiegelbild wiederzugeben, oder sie in waagerechte Zeilen zu stellen. Die normale Schriftrichtung ist bei den Ägyptern aber seit 2000 v. Chr. die im praktischen Leben geübte — von rechts nach links in waagerechten Zeilen — gewesen, dieselbe, die auch die semitische Schrift gehabt hat, und die im Arabischen noch heute weiterlebt.

Daß auch die Sumerer, die Vorgänger der Babylonier, ebenso wie die Chinesen und die Ägypter ursprünglich in senkrechten Kolumnen von rechts nach links schrieben, können wir an hieroglyphischen Inschriften feststellen. Diese Schreibweise findet sich auf den Denkmälern noch längere Zeit beibehalten. Die babylonische Schrift ist aber im praktischen Gebrauch früh davon abgekommen und wie die ägyptische zu der Schreibweise in waagerechten Zeilen übergegangen. Sie ging hierbei jedoch in anderer Weise vor. Die senkrechten Kolumnen wurden hier um 90 Grad nach links gedreht[2]. Hierdurch kamen alle Schriftzeichen auf den Rücken zu liegen. Das, was ursprünglich oben stand und den Anfang der Kolumnen gebildet hatte, geriet nach links. Auf diese Weise ist die babylonische Schrift schon früh zu der Schreibweise gekommen, die wir heute gebrauchen, von links nach rechts in waagerechten Zeilen, eine Schreibweise, die von den Griechen erst im Laufe der Zeit in das durch sie von den Phöniziern übernommene Alphabet eingeführt worden ist.

Man wird sich diesen Vorgang wohl so zu denken haben, daß die Umdrehung zunächst nur beim Schreiben vorgenommen wurde, um die in den weichen Ton eingegrabenen Zeichen nicht beim Weiterschreiben mit der schreibenden rechten Hand zu verdrücken. Beim Lesen dürfte

1 Bei den Ägyptern werden frühzeitig auch zwei schmale Kolumnen nebeneinander geschoben. [Zu dieser „Kolumnenspaltung" vgl. H. Grapow, Sprachliche und schriftliche Formung ägyptischer Texte S. 40ff.]

2 [s. Jensen, Schrift (2. Aufl.) S. 64.]

man die beim Schreiben nach links gedrehte Tontafel wieder um 90 Grad zurückgedreht haben, so daß nun die Schrift in alter Weise in senkrechten Kolumnen stand[1]. Bald ist man dann aber offenbar von dieser umständlichen Manipulation abgekommen. Man las nun die Zeilen so, wie sie geschrieben waren und setzte sie unbedenklich mit den umgedrehten Zeilen auch auf Denkmäler. Das konnte um so leichter geschehen, als die Schriftzeichen — wie wir sahen — ihre ursprüngliche Bildgestalt mehr und mehr verloren[2]. So ist in der Umdrehung der babylonischen Schrift das Motiv offenkundig, das zum Übergang von der senkrechten Kolumne zur waagerechten Zeile geführt hat, die uns so selbstverständlich erscheint, daß wir uns wundern, wie man je anders geschrieben hat. Der gleiche Beweggrund wird auch bei der ägyptischen Schrift wirksam gewesen sein, als man im Hieratischen beim Schreiben mit Tinte zur waagerechten Zeile überging. Man wollte das Verwischen des Geschriebenen durch die weiterschreibende Rechte vermeiden. Nur war hier beim Gebrauch der Tinte die Gefahr dazu bei weitem nicht so groß wie beim weichen Ton der Babylonier, da die Tinte bald trocknete. So wird es sich denn erklären, daß der Ägypter weniger radikal mit der linksläufigen Schriftrichtung brach als der Babylonier, obwohl diese Schreibweise für das Schreiben mit der rechten Hand unbequemer ist als die umgekehrte, wie wir sie üben. Sie steht zudem in Widerspruch zu der Art, in der von dem Ägypter selbst die Schriftzüge gezogen wurden. Sie laufen, wo es möglich ist, von links nach rechts. Das Ende der ausgebildeteren Strichgebilde liegt immer rechts.

Für die merkwürdige Tatsache, daß die drei alten Kulturvölker, die eine eigene Schrift aus einer alten Bilderschrift entwickelt haben, die Ägypter, die Babylonier und die Chinesen, ursprünglich die Schreibweise in senkrechten Kolumnen von rechts nach links gebraucht haben, gibt es wohl nur eine Erklärung. Obwohl sie entschieden als unpraktisch bezeichnet werden kann und daher von diesen Völkern mit Ausnahme der Chinesen auch früher oder später aufgegeben wurde, muß sie sich dem mit der Rechten schreibenden und mit der Linken die Schreibfläche haltenden Menschen zunächst als das Natürlichste angeboten haben. Die schreibende Hand begann hierbei von selbst am rechten Ende der Fläche und zog die Linien von oben nach unten, gerade wie man einen Strich auf einer Hand von oben nach unten und auf einer waagerecht liegenden Fläche auf sich zu zieht und nicht umgekehrt. Erst als sich im Laufe der Zeit die Unzuträglichkeiten dieses Verfahrens herausstellten, hat man es dann in verschiedener Weise abgewandelt.

4. Die Entstehung reiner Lautschriften

Die drei alten Schriftsysteme, die sich in Ägypten, in Babylonien und in China anscheinend ganz unabhängig voneinander aus der natürlichen Quelle einer Begriffs-Bilderschrift heraus gebildet haben, tragen die Spuren dieser Herkunft noch mehr oder minder stark hervortretend an sich. Sie stellen ein älteres Zeitalter in der Geschichte der menschlichen Schrift dar. Ihnen stehen als Vertreter eines jüngeren Zeitalters eine Reihe von Schriftsystemen im wesentlichen

1 [Sethe, Der Ursprung des Alphabets S. 145. Zu ähnlichen Vorgängen in der syrischen (Sethe, ibd. S. 106, Anm. 2) und in mongolischen Schriften vgl. Jensen, S. 216f., S. 293f.]

2 „Eben der Grund, der bei den Ägyptern die Ersetzung der besonderen Wortzeichen durch allgemeine Deutzeichen (s. S. 34f.) erleichterte".

lautlicher Art gegenüber. Sie sind nicht unmittelbar aus einer Bilderschrift entstanden, haben die Begriffszeichen gänzlich oder doch fast gänzlich ausgeschieden und verwenden nur eine eng begrenzte Zahl lautlicher Zeichen — nicht über 60 —, während jene älteren Systeme sämtlich eben infolge ihrer Herkunft an einer übergroßen Anzahl und an einer verwirrenden Mannigfaltigkeit der Schriftzeichen kranken, die ihrer Benutzbarkeit und ihrer Verbreitung stark im Wege stehen mußte[1].

Diese einfacheren lautlichen Schriftsysteme scheiden sich in zwei Gruppen, in (sekundäre und tertiäre) Silbenschriften und in Buchstabenschriften. Von den hierher gehörenden Silbenschriften sind die beiden abgeleiteten Schriftsysteme Fortbildungen oder genauer Vereinfachungen und Nachahmungen der beiden alten Silbenschriften, der babylonischen und der chinesischen, die wir im Unterschied zu den von ihnen abgeleiteten als primäre Silbenschriften bezeichnen. Auf die babylonisch-assyrische Keilschrift geht die persische Keilschrift zurück. Wir finden sie seit Darius I., der in einem Briefe des Themistokles[2] als ihr Schöpfer bezeichnet ist, auf den Denkmälern der Achämenidenkönige. Die 41 Silbenzeichen, über die sie verfügt, bezeichnen im Unterschied zur babylonischen Keilschrift nur offene, mit einem einfachen Konsonanten beginnende Silben, obwohl die persische Sprache keineswegs nur solche Silben kennt. Die in manchen Sprachen allein vorhandene offene Silbe ist offenbar etwas natürliches. Die Lautwerte der persischen Schriftzeichen sind auch nicht aus der babylonischen Schrift ableitbar. Die Zeichen stellen vielmehr Neubildungen nach dem Muster der babylonischen Schrift mit selbständiger Bewertung dar. Neben den Silbenzeichen besitzt die persische Keilschrift noch besondere Zeichen für die Begriffe König, Land, Erde, den Namen Ahuramazda und einen Worttrenner[3].

Auf die chinesische Schrift geht die japanische Schrift[4] zurück, das Katakana auf ältere, das Hiragana auf jüngere, mehr kursive Formen derselben chinesischen Zeichen. Auch die japanische Schrift verwendet wie die persische Schrift nur Zeichen für offene Silben. Hier liegt ein besonderer Grund vor, da die japanische Sprache von Haus aus nur offene Silben kennt. Sie hat also Zeichen für Silben, die entweder mit einem einfachen Konsonanten beginnen (*Schi-mo-no-se-ki*) oder auch rein vokalisch (*Ki-o-to*) sein können. Es sind 47 solcher Silbenzeichen vorhanden. Verwandte Konsonanten werden durch diakritische Zeichen — ein rechts oben zugefügtes ° (*maru*) oder " (*nigori*) — voneinander unterschieden, zum Beispiel *pa* und *ba* von *fa*, *gi* von *ki*, *ja* von *ša*, *pu* von *fu*. Diese Silbenzeichen werden besonders für Endungen, die das Chinesische nicht hat, Präpositionen und Partikeln benötigt. Hingegen drückt man gern Substantiva, Adjektiva und Verben noch durch die gleichbedeutenden chinesischen Zeichen aus, die also als Ideogramme dienen. Neben seltenere dieser chinesischen Zeichen werden dann auch die japanischen Silbenzeichen als phonetische Erklärungen gesetzt.

Eine ähnliche Silbenschrift unbekannter Herkunft ist die auf der Insel Zypern gebrauchte, aus phönizisch-zyprischen Bilinguen bekannte Silbenschrift[5]. Sie wurde dort vom 7. bis zum

---

1 Im Ägyptischen sind es auch später nach der Einschränkung der Begriffszeichen durch Einführung der allgemeinen Deutzeichen (S. 34) noch über 500.

2 [s. Jensen, Schrift (2. Aufl.) S. 82, vgl. dazu v. Bissing im Handbuch der Archäologie S. 154.]

3 [Jensen, S. 77f.; v. Bissing, S. 154f.] 4 [Jensen, S. 153ff., Diringer, S. 214ff.]

5 J. Sundwall, Jahrbuch des D. Arch. Inst. Bd. 30 (1915) S. 57ff. [Jensen, S. 95ff., v. Bissing, S. 157f., Diringer, S. 209ff.].

2. Jahrhundert v. Chr. auch auf die griechische Sprache übertragen. Auch sie kennt nur offene Silben und besteht aus 53 Zeichen. Nach der Zahl der Zeichen — es sind 45 — zu schließen, wird auch die noch aus deutlichen Bildern bestehende Schrift des „Diskos von Phaistos" (s. S. 22) hierher gehören. Ihre durch Linien abgeteilten Wörter bestehen aus vier oder fünf, seltener auch aus zwei oder drei Zeichen. Ihre Heimat wird in Kleinasien[1] zu suchen sein. Ein Zusammenhang mit der hethitischen Bilderschrift kann in Betracht kommen.

Auch der amerikanische Schrifterfinder Sikwaya von den tscherokesischen Indianern[2] hat sich (um 1820), als er sah, daß seine Begriffsbilderschrift (s. S. 23) zu umständlich war, stattdessen eine Silbenschrift von offenen Silben geschaffen, und zwar aus den Buchstaben des lateinischen Alphabets, die er selbst nicht lesen konnte und daher völlig neu bewertete — zum Beispiel D als *a*, E als *gö*, T als *i*, W als *ta*. Zum Teil bildete er auch durch Hinzufügen von Strichen und Haken neue Zeichen daraus, denen er gleichfalls willkürliche Werte gab. Unter dem Eindrucke des Schriftgebrauches, den er bei Europäern und Mohammedanern sah, hat auch in Afrika ein Mann aus dem Stamme der *Vai* in Oberguinea[3] im Jahre 1834 für die Sprache seines Volkes eine Silbenschrift geschaffen. Sie besteht jedoch aus Bildern kurzer, meist einsilbiger Wörter, enthält 226 Zeichen, von denen mehrere für die gleiche Silbe vorhanden sind, und auch einzelne Zeichen für mehrsilbige Wörter. Da ferner bei der Verwendung der gleichlautenden Silbenzeichen Unterschiede gemacht werden — so wird *fa* „sterben" und *fa* „Vater" stets mit verschiedenen Zeichen geschrieben —, so handelt es sich hier offenbar um etwas der chinesischen Schrift ähnliches, um eine aus einer alten ideographischen Wortschrift hervorgegangene Silbenschrift.

Bei der persischen Keilschrift und der sekundär für das Griechische benutzten zyprischen Silbenschrift wurde eine jener sekundären Silbenschriften, die nur offene Silben voraussetzten, auf eine indogermanische Sprache angewandt, die auch geschlossene, auf einen Konsonanten endigende Silben kannte. Man hat sich in diesen Fällen so geholfen, daß man den Konsonanten, der vokallos im Silbenauslaut stand, durch ein mit ihm beginnendes Silbenzeichen schrieb und den Vokal dieses Silbenzeichens beim Lesen unterdrückte. In der persischen Keilschrift verwandte man dafür die mit dem Vokal *a* endigenden Silbenzeichen — ebenso später in der tertiären aus dem semitischen Alphabet abgeleiteten Silbenschrift der Inder (S. 44f.) —, schreibt also *Cha-scha-ja-a-ra-scha* für Chschiarscha, den Namen des Königs Xerxes[4]. Im zyprischen Griechisch gebrauchte man für den Konsonanten am Wortende die mit *e* endigenden Silbenzeichen, das demnach in der zyprischen Sprache, für die diese Schrift geschaffen war, am Wortende wohl wie im Französischen nicht mehr gesprochen wurde. Im Innern der Wörter wählte man ein Silbenzeichen, das den Vokal der Nachbarsilbe enthielt[5]. Man schrieb so zum Beispiel *po-to-li-ne* für πτόλιν „Stadt", *ka-re* für γὰρ „denn", *a-po-ro-ti-ta-i* für 'Αφροδιτᾳ „der Aphrodite", *e-te-va-to-ro to pa-po pa-si-le-vo-se* für 'Ετεϝά(ν)δρου τῶ πάφω βασιλῆϝος „des Eteandros, des Königs

---

1 [Oder auf Kreta selbst, s. v. Bissing, Handbuch der Archäologie S. 157, Anm. 2.]

2 [Jensen, S. 166ff., Diringer, S. 602ff., Bauer, Der Ursprung des Alphabets S. 31.]

3 Meinhof, ÄZ 49, 7 Anm. 3. [Jensen, Schrift (2. Aufl.) S. 115ff., Diringer, Alfabeto S. 222ff., s. a. J. Friedrich, Zu einigen Schrifterfindungen der neuesten Zeit (ZDMG Bd. 92 (1938) S. 199ff.]

4 [Jensen, S. 84.]

5 [Jensen, S. 98f.; die Inschriften: O. Hoffmann, Die Griechischen Dialekte (Göttingen 1891) Bd. I, S. 36ff.]

von Paphos"[1]. Diese Schrift machte, wie man sieht, keinen Unterschied zwischen *p* und *b*, zwischen *k* und *g* und stimmt darin mit der japanischen überein.

Es ist interessant zu sehen, daß auch die beiden ostasiatischen Silbenschriften, die chinesische und die japanische sich heute in ganz entsprechender Weise behelfen müssen, wenn sie europäische Wörter schreiben wollen. So schreibt der Japaner zum Beispiel des deutschen Namen Müller, indem er das *l* durch *r* bezeichnet, *Mi-ye-rŭ-rĕ-rŭ*[2]. Seine Sprache kennt kein *l*. Tausende von Jahren vorher hatten es die Ägypter in Ermangelung eines eigenen Schriftzeichens für diesen Laut *l* ebenso getan. Umgekehrt gibt der Chinese, dem das *r* fehlt, dieses durch *l* wieder, wenn er europäische Wörter in seiner Silbenschrift, die nur offene odes auf *n* und *ng* ausgehende Silben kennt, zu schreiben hat, so *fá-lân-sī* für France, *pô-lì-sì-tiēn-to* für president, *chēng-tī-mái-tāng* für Zentimeter, *tô-lú-fóng* für Telephon, *Hó-tô* für Hart (ein Name)[3].

In dieser Art der Wiedergabe einzelner Konsonanten kamen und kommen diese Schriftsysteme auch schon an die Schwelle der Buchstabenschrift. Den Schritt über diese Schwelle haben sie ebensowenig getan wie die ägyptische Schrift, die wirklich schon Buchstaben besaß. Man sieht aus alledem, daß die Silbenschrift tatsächlich eine Sackgasse war oder — wie es das Chinesische und das Japanische zeigen — noch ist. Die Entwicklung der Schrift führt — wie es der Fall des Sikwaya erweist — mit Notwendigkeit in sie hinein, ohne daß es aus ihr einen Ausweg gibt. Aus den Silbenschriften scheint in der Tat nie eine reine Buchstabenschrift hervorgegangen zu sein. Wohl aber ist das Umgekehrte geschehen, daß aus einer reinen Buchstabenschrift eine Silbenschrift entstanden ist, weil dieser Buchstabenschrift als einer Konsonantenschrift gleich dem ägyptischen Alphabet die Vokalbezeichnung fehlte, die für die betreffende Sprache unentbehrlich schien. Zu diesen „tertiären" Silbenschriften, wie man sie nennen kann, gehört die äthiopische Schrift der Abessinier[4]. Sie wurde durch südarabische Auswanderer um Christi Geburt mitgebracht und ist aus der südsemitischen Schrift des Reiches von Saba (der sabäischen oder minäischen Schrift) hervorgegangen. Sie hat den semitischen Konsonantenzeichen, die sie unverändert für Silben mit dem Vokalauslaut *ă* gebraucht, diakritische Elemente angehängt und bezeichnet hiermit andere Vokalauslaute ähnlich den im Hebräischen und im Arabischen im Laufe der Zeit eingeführten Vokalandeutungen, die aber dort nicht an die Konsonantenzeichen angewachsen sind und nur im Notfall gebraucht werden. Wie bei der griechisch-zyprischen Silbenschrift wird die Verbindung für die Silben mit *ĕ* auch für vokallose Konsonanten gebraucht. Das dem alten jetzt für die Silben mit *ă* gebrauchten Grundzeichen angehängte Vokalandeutungszeichen für *ĕ* entspricht also dem hebräischen *Schᵉwa*.

Ähnlich steht es mit der anderen tertiären Silbenschrift, dem Brāhmi oder Devanāgarī der Inder[5]. Auch dort wird der Grundbuchstabe, das alte Konsonantenzeichen, mit *ă* gelesen und für anders auslautende Silben ein Zusatzzeichen zugefügt. Die Vokallosigkeit eines Konsonanten wird durch Ligatur des Grundzeichens mit dem Nachbarzeichen, also durch Aufhebung seiner Selbständigkeit, angedeutet. Durch diese Ligaturen hat die Schrift ein sehr

---

1 [Hoffmann, ibd. S. 60f., auf zwei goldenen Armbändern aus Kourion.]

2 L. Müller, Tokio — Igaku, Deutsche Rundschau, Bd. 57 (1888) S. 444, Anm. 1.

3 A. Vissière, Premières leçons de chinois S. 113ff. (zitiert nach Sottas, Notes complémentaires sur le déchiffrement des hiéroglyphes (Bul. Inst. Franç. Bd. 27 (1927) S. 67).

4 [Jensen, S. 236ff., Diringer, S. 340ff.] 5 [Jensen, S. 254ff., S. 257, Diringer, S. 620ff.]

kompliziertes Aussehen gewonnen. Sie entfernt sich hierdurch von der hohen Entwicklungsstufe der Buchstabenschrift noch mehr und nähert sich wieder stark den an übergroßer Zeichenfülle krankenden älteren Schriftsystemen. Für diese indische Schrift, die zuerst in den Inschriften des buddhistischen Königs Asoka[1] aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. auftritt, ist nach den Formen der Schriftzeichen wie nach dem Geiste des Systems eine Abhängigkeit von der südsemitischen Schrift, von der auch die abessinische herkam, sehr wahrscheinlich[2]. Das etwa gleichzeitig mit ihr in Nordwestindien auftretende Kharoṣṭhī[3], ebenfalls eine tertiäre Silbenschrift, ist aus der nordsemitischen Schrift der Aramäer hervorgegangen, die aus dem persischen Reich nach Indien, ja bis nach dem Innern Chinas gelangt war[4].

Die Buchstabenschrift, aus der diese tertiären Silbenschriften hervorgegangen sind, stellt die höchste und letzte Stufe in der Entwicklung der Lautschrift dar, die beim Worte begann, zur Silbe fortschritt und beim einfachen Laut, dem kleinsten Element, in das sich ein Lautgebilde zerlegen läßt, endete. Es ist das Alphabet oder ABC, wie wir es nach den griechischen und lateinischen Namen der ersten Buchstaben seiner Zeichenreihe nennen. Diese Buchstabenschrift verwendet selten mehr als 24 oder 25 — gelegentlich wie im Tschechischen durch diakritische Zeichen differenzierte — Zeichen. Sie übertrifft so an Einfachheit auch die einfachsten Silbenschriften um ein Beträchtliches, was sie leicht erlernbar macht. Während der Chinese zum Erlernen auch nur der gebräuchlichsten Zeichen seiner aus fast 50000 Zeichen oder Zeichenkombinationen bestehenden alten Schrift ein volles Jahr gebraucht und erst im vorgeschrittenen Lebensalter dieses Studium aufnehmen kann, wird die Buchstabenschrift von unseren ABC-Schützen in wenigen Wochen vollständig gemeistert. Während in China nur der Gebildete lesen und schreiben kann, ist die Kenntnis der Schrift bei uns so weit verbreitet, daß der Analphabetismus eine Seltenheit ist.

Alle reinen Buchstabenschriften oder Alphabete gehen auf eine und dieselbe Quelle zurück. Sie stammen entweder wie die griechische unmittelbar oder wie die lateinische Schrift, die aus der griechischen, und wie die numidische[5] und iberische[6], die aus der punischen[7] entstanden sind, mittelbar von dem Uralphabet ab oder sind — weit seltener — von einem seiner Abkömmlinge beeinflußte Neuschöpfungen, wie zum Beispiel die äußerlich auf die altägyptischen Hieroglyphen zurückgehende meroitische Hieroglyphenschrift[8], die wir in der römischen Kaiserzeit auf den Denkmälern der nubischen Könige von Meroe neben einer auf die demotische Schrift der Ägypter zurückgehenden Schreibschrift antreffen[9]. Auch das seit dem 4. Jahrhundert n. Chr. nachweisbare oghamische Alphabet in Irland[10] ist eine solche nach dem Muster der lateinischen Schrift neugebildete Buchstabenschrift. Sie besteht aus Querstrichen, die einer senkrechten Linie in verschiedener Anzahl, Größe und Stellung angefügt werden. Ebenso dürfte

---

1 [Jensen, S. 255, Abb. 283, Diringer, S. 622, Abb. 287, 4.] 2 [s. aber Jensen, S. 255ff.]

3 [Jensen, S. 251ff., Diringer, S. 613ff.] 4 Inschrift von Taxila [Diringer, S. 617].

5 [s. aber Jensen, S. 106ff., v. Bissing, S. 166, Diringer, S. 413ff., J. Friedrich, ZDMG Bd. 91 (1937) S. 334ff.] 6 [Jensen, S. 197ff., Diringer, S. 415f.]

7 [Jensen, S. 196f., Diringer, S. 408ff.]

8 Ähnlich wie die Silbenschrift des Sikwaya äußerlich auf die lateinischen Buchstaben zurückging.

9 [Jensen, S. 54ff., Friedrich, ZDMG Bd. 91, S. 320.]

10 [Jensen, S. 395ff., Friedrich, ZDMG Bd. 91, S. 339f.]

die erst kürzlich bei Ras Schamra (s. S. 52) in Syrien entdeckte Buchstabenschrift, die äußerlich der Keilschrift nachgebildet ist und wie diese in Tontafeln eingegraben wurde, innerlich — da sie eine reine Konsonantenschrift sein soll — dem semitischen Alphabet nachgebildet sein, das demnach ein bedeutend höheres Alter haben dürfte, als man nach seinem Auftreten bisher annahm.

Dieses semitische Alphabet, die phönizische Konsonantenschrift, ist jenes Uralphabet, auf das alle Alphabete auf Erden zurückgehen. Es tritt gänzlich unvermittelt seit dem 13. Jahrhundert v. Chr.[1] zuerst bei den Völkern des zur semitischen Sprachfamilie gehörenden kana'anäischen Sprachstammes auf, bei den Hebräern im Lande Kana'an (Palästina), bei den Bewohnern des Landes Moab östlich vom Toten Meer und bei den Bewohnern der phönizischen Küste nördlich von Palästina mit den Handelsstädten Byblos — am Fuße des Libanon —, Tyros und Sidon sowie in deren Kolonien auf der Insel Zypern. Schon seine ältesten Zeichenformen sind vollentwickelt und — wie wir sehen werden — von den anzunehmenden Urformen ebenso entfernt wie die hieratische Schrift von den Hieroglyphen. Die ältesten Inschriften in diesem Alphabet, die bisher bekanntgeworden sind, kamen in den französischen Ausgrabungen in Byblos zutage. Sie stehen auf dem Sarge des Königs Aḥiram von Byblos[2], in dessen Grabe sich Gegenstände aus der Zeit des ägyptischen Königs Ramses II. (13. Jahrhundert v. Chr.) gefunden haben, durch welche das Grab mit einiger Sicherheit datiert ist[3]. Jünger sind die Inschriften auf Statuen der ägyptischen Könige Scheschonk — des Sisak der Bibel — und Osorkon (10. Jahrhundert) und die schon länger bekannten Inschriften auf Kupferschalen von Zypern[4], die dem Gotte Ba'al-Lebanon, dem „Herren des Libanon", von einem Statthalter des Königs der Sidonier Ḥipam zu Kartḥadašt (Kition) geweiht waren. Hinzukommen der zu Daibon im Lande Moab östlich des Toten Meeres aufgefundene Denkstein des Königs Mēša von Moab[5], der im Alten Testament als Gegner des israelitischen Königs Omri (um 850 v. Chr.) genannt ist, und die Inschrift des Königs Kilamuwa von Zenǧirli in Nordsyrien[6].

Von dem Volke der Phönizier, das mit seinem Seehandel das ganze Mittelmeer beherrschte, haben die Griechen die Buchstaben, die sie „phönizische" nannten, in ihrer herkömmlichen Ordnung zusammen mit ihren semitischen Namen ziemlich früh übernommen. Von den Griechen ist das Alphabet dann einerseits zu den Römern gelangt, von denen wir es als lateinische Schrift erhalten haben, andererseits als „kyrillische Schrift" zu den Slawen griechisch-katholischen Glaubens. So hat es sich auf zwei Wegen über ganz Europa verbreitet und ist dann von den Europäern über die Ozeane in die fernsten Teile der Erde getragen worden.

In der semitischen Völkerwelt hat das Alphabet frühzeitig, noch ehe es von den Griechen übernommen wurde, und vor der Zeit der ältesten erhaltenen Inschriften in phönizischer Schrift

---

1 [Zu älteren Vorkommen — das Ostrakon von 'Ain Schems, die Scherben von Tell el Duwêr (das alte Lachisch) und Gezer — s. Jensen (2. Aufl.) S. 185f., v. Bissing im Handbuch S. 164, Anm. 6, Bauer, Ursprung des Alphabets S. 25.] 2 [P. Montet, Byblos et l'Égypte (1928/29) S. 215ff., Taf. 128ff., Bauer, Der Ursprung des Alphabets Taf. 2.] 3 Zweifel bei W. Spiegelberg, OLZ 1926, S. 735ff. und M. Lidzbarski, Epigraphisches aus Syrien II (Nachr. d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen phil.-hist. Kl. 1924) S. 43ff. werden von den Entdeckern nicht geteilt. [s. a. v. Bissing im Handbuch der Archäologie S. 164, Anm. 5, Bauer, Ursprung des Alphabets S. 7, Anm. 3, Diringer, Alfabeto S. 319, Anm. 152.]

4 [Jensen, S. 195f., Abb. 197, Diringer, S. 407, Abb. 170, 1.]

5 [Jensen, S. 194f., Abb. 196, Diringer, S. 410, Abb. 173.] 6 [Jensen, S. 204f.]

einen Seitenzweig nach Süden getrieben in Gestalt der Schrift des südarabischen Reiches von Saba, von der später die „äthiopische" Schrift der Abessinier und das Devanāgarī (s. S. 44) der Inder abgeleitet worden sind. In dieser Schrift von Saba zeigen die Buchstaben vielfach noch altertümlichere Gestalt als im geschichtlichen phönizischen Alphabet sowohl, wie es die Phönizier selbst gebrauchten, als auch, wie es die Griechen von ihnen übernommen haben. Von den Kanaʿanäern ist das phönizische Alphabet dann später zu den Aramäern gelangt, einem ebenfalls semitischen Volk, das im 14. Jahrhundert v. Chr. aus der syrischen Steppe in Mesopotamien und Syrien eingedrungen ist. Seine Sprache hatte bereits im 7. Jahrhundert die hebräische Sprache in Palästina verdrängt, so daß man damals dort nur noch aramäisch sprach wie zur Zeit Christi. Sie wurde später die offizielle Staatssprache des persischen Reiches. Dadurch ist die semitische Schrift in ihrer aramäisch-syrischen Form zu den Persern als Pehlevi (S. 26), zu den Arabern, zu den Indern als Kharoṣṭhī (S. 45), zu den Malaien und auch nach Ostasien, nach Korea und China (Singanfu[1]) gelangt, so daß sie sich schließlich die ganze Welt bis auf das Gebiet der chinesischen Kultur erobert hat.

5. Der Ursprung des Alphabets

Das Gebiet, in dem die semitische Schrift zuerst hervortritt, Palästina und Syrien, stand seit den ältesten Zeiten in lebhaftestem Verkehr mit den benachbarten großen Reichen der Ägypter im Süden und der Babylonier im Osten[2]. Die Spuren des Verkehrs mit den Ägyptern gehen so weit zurück wie die ägyptische Geschichte, das heißt bis in das Ende des vierten Jahrtausends. Seit dem 16. Jahrhundert waren jene Gebiete jahrhundertelang ägyptische Provinzen und haben damals im stärksten kulturellen Austausch mit dem Niltal gestanden. Jede Ausgrabung in Palästina fördert ägyptische Gegenstände ans Licht. Besonders die Ausgrabungen in Byblos, das auch in der Osirissage eine Rolle spielt, haben ganze Tempelanlagen für ägyptische Götterkulte und zahlreiche hieroglyphische Inschriften der älteren ägyptischen Königsdynastien zutage gebracht. Andererseits hat ein tiefgreifender Einfluß der babylonischen Kultur auf die Völker dieser Gebiete seit spätestens etwa 2500 v. Chr. stattgefunden, der sich allenthalben — gerade auch auf geistigem Gebiete — äußert und auch unter der ägyptischen Oberherrschaft ungeschmälert angedauert zu haben scheint, es sei nur an die Sintflutsage erinnert. Die Briefe, welche die Fürsten der kanaʿanäischen Staaten während der ägyptischen Besetzung nach Ägypten sandten und untereinander wechselten, sind in babylonischer Sprache abgefaßt. Diese Sprache hat damals im vorderen Orient eine ähnliche Rolle gespielt wie das Französische im diplomatischen Verkehr der Neuzeit. Die Briefe sind natürlich auch in der babylonischen Keilschrift geschrieben. Die Tontafelfunde von El Amarna in Mittelägypten aus der Zeit des Königs Amenophis IV. (14. Jahrhundert), von Tell Taʿannek[3] und Lachisch[3] in Palästina aus der gleichen Zeit und von Boghazköj[4] in Kappadokien, der Hauptstadt des Chatti-Reiches aus der Zeit Ramses II. enthalten die bedeutsamsten Zeugnisse dafür. Ein in Palästina gefundenes Rollsiegel aus der

1 [s. Jensen, S. 293, Abb. 336.]

2 [Sethe, Der Ursprung des Alphabets S. 97.]

3 [Sethe, Ursprung, S. 97, Anm. 1, S. 98.]

4 [Jensen, S. 71f.]

Zeit des ägyptischen Königs Amenemhêt I. (um 2000 v. Chr.) enthält eine ägyptische Inschrift in Hieroglyphen neben einer babylonischen in Keilschrift[1].

Die semitische Buchstabenschrift tritt in ihrer nordsemitischen, phönizischen Form bei ihrem Erscheinen im letzten Drittel des zweiten vorchristlichen Jahrtausends (zwischen 1300 und 1000 v. Chr.) nicht auf einem gänzlich unvorbereiteten Boden auf, sondern bei einem Volke, dem der Gebrauch der Schrift seit langem durch die beiden vorherrschenden Nachbarstaaten, aber auch durch den Verkehr mit Kreta bekannt war[2]. Sicher hatte es sich längst auch für die eigene Landessprache einer Schrift bedient. Es ist kaum denkbar, daß man zum Beispiel in den Handelskontoren der Phönizier nicht auch das Phönizische schon vor dem inschriftlichen Auftreten des phönizischen Alphabets sei es in babylonischer[3] oder ägyptischer oder einer dritten Schrift geschrieben hat. Unter diesen Umständen wird es einerseits wahrscheinlich, daß die phönizische Schrift schon geraume Zeit vor ihrem ersten Vorkommen, das jetzt zufällig erst in das 13. Jahrhundert fällt, nachdem es bis vor kurzem noch in das 10. Jahrhundert gefallen war, bestanden hat[4]. Darauf führt auch das Aussehen dieser Schrift, die ähnlich der hieratischen Schrift der Ägypter alle Anzeichen einer starken Abnutzung der Formen aufweist. Andererseits machen es jene Umstände aber auch äußerst wahrscheinlich, daß sie in irgendeinem Zusammenhang mit einem der älteren orientalischen Schriftsysteme gestanden hat. Das Letztere ist denn auch die Meinung der Alten gewesen. Sie haben den Phöniziern vielfach die Ehre der Erfindung der Buchstaben abgesprochen und ihnen nur die der Vermittlung zuerkannt.

Für einen solchen Zusammenhang der semitischen Buchstabenschrift mit einem der älteren Schriftsysteme des vorderen Orients könnte nach den geographischen und historischen Verhältnissen eigentlich nur die babylonische oder die ägyptische Schrift ernstlich in Frage kommen. Auf den ersten Blick scheint dabei für die babylonische aufs stärkste die Tatsache, die bereits erwähnt wurde, zu sprechen, daß die Keilschrift in den Ländern der kana'anäischen Völker, in Palästina und Syrien, zum schriftlichen Verkehr in babylonischer Sprache gebraucht worden ist. Sie hat zudem tatsächlich einer Reihe von Völkern des Orients — wie zum Beispiel den Chatti von Kappadokien, dem Volke der Mitanni im Gebiet des oberen Euphrats und Armenien, den Bewohnern Elams im Osten des unteren Tigris — zum Schreiben ihrer eigenen Sprache gedient. Anderen Völkern wieder wurde sie zum Muster bei der Schaffung einer neuen Schrift wie der persischen Silbenschrift der Achämeniden. Daß in den babylonisch abgefaßten Korrespondenzen der syrischen und palästinensischen Fürsten, wie sie uns in den genannten Tontafelfunden vorliegen, nicht selten auch kana'anäische Wörter vorkommen, die dann natürlich in Keilschrift geschrieben sind, mußte den Geanken, die semitische Buchstabenschrift an die Keilschrift anzuknüpfen, noch verlockender machen[5].

Man hat denn auch vor gar nicht langer Zeit allen Ernstes vermutet, daß auch die Hebräer sich der Keilschrift zum Schreiben ihrer Sprache bedient hätten, und daß man sich demgemäß die Tafeln mit den 10 Geboten des Moses wie auch die Mahnreden der Propheten ursprünglich in Keilschrift aufgezeichnet zu denken habe. Doch entbehrt diese Annahme jeden Grundes. Bis jetzt hat sich kein einziges Schriftstück in kana'anäischer — phönizischer oder hebräischer —

1 [W. F. Albright, Journal of the Palestine Oriental Society II S. 120.] 2 [Sethe, Ursprung S. 98f.]
3 [Prof. v. Soden verweist hierzu auf die Schrift von Ras Schamra (S. 52).] 4 [Vgl. S. 46, Anm. 1.]
5 [Sethe, Ursprung, S. 99, Bauer, Ursprung des Alphabets, S. 6f., S. 7, Anm. 1.]

Sprache gefunden, das in Keilschrift geschrieben ist. Alle in Kana'an aufgefundenen oder von dort nach Ägypten gelangten Schriftstücke in Keilschrift sind in babylonischer Sprache abgefaßt.

Diesem mehr historischen Grunde, der für einen Zusammenhang der semitischen Buchstabenschrift mit der babylonischen Keilschrift geltend gemacht werden könnte, stehen aber die gewichtigsten sachlichen Gründe gegenüber. Sie ergeben sich aus der ganzen Natur der semitischen Schrift, ihrem inneren Wesen ebenso wie ihrer äußeren Erscheinung. Diese Gründe schließen einerseits die Anknüpfung an die Keilschrift völlig aus, andererseits machen sie die noch verbleibende Möglichkeit, die Anknüpfung an die ägyptische Schrift, geradezu zu einer Notwendigkeit.

Die semitische Buchstabenschrift tritt uns in Phönizien und den anderen kana'anäischen Ländern zuerst nur auf Denkmälern eingegraben in Stein und Metall[1] entgegen, zeigt aber in ihrer Erscheinung dabei durchaus die Merkmale einer linearen, mit einem Farbstoff auf eine Fläche aufgetragenen Schreibschrift, wie es unsere Schrift ist, und wie es auch die aus den Hieroglyphen hervorgegangene wirklich geschriebene Schrift der Ägypter war. Es wäre dies eine Schrift, die ähnliche Schreibmittel gebrauchte, wie wir sie in Tinte, Feder und Papier benützen, und wie sie auch alle anderen aus dem phönizischen Alphabet abgeleiteten Schriften, die Buchstabenschriften ebenso wie die tertiären Silbenschriften der Abessinier und der Inder, verwandt haben oder noch verwenden, mag auch der Schreibstoff, das Papier — wie es ja auch in Ägypten seit alters her geschah — durch Tierhaut oder Scherben, durch Holztafel oder Palmblatt — so in Süd- und Südostasien —, die Rohrfeder durch Gänsekiel oder Stahlfeder, durch Bleistift oder Kreide ersetzt worden sein.

Der Gebrauch des Papyrus bei den Phöniziern ist uns mittelbar für die Zeit um 1100 v. Chr. durch einen ägyptischen Text, die Erzählung des Wenamūn[2] bezeugt. Wenamūn berichtet über seine Reise nach Phönizien, die er unternimmt, um Bauholz für das heilige Flußschiff des Gottes Amun zu holen. Der Fürst von Byblos läßt seine Tagebücher bringen, um ihm zu beweisen, was frühere ägyptische Könige ihm geboten hätten. Daß diese Tagebücher auf Papyrusrollen aufgezeichnet waren, wie es der Zusammenhang vermuten läßt, geht daraus hervor, daß Wenamūn 500 solcher Rollen aus Ägypten schicken lassen muß, um die Ansprüche des Fürsten als Bezahlung des Zedernholzes zu befriedigen. Die mit Tinte beschriebene Tonscherbe, das „Ostrakon", ist für Palästina durch den großen Fund, den die Ausgrabungen der Amerikaner bei Samaria[3] zutage gefördert haben, für die Zeit des israelitischen Königs Omri bezeugt (um 850 v. Chr.), desselben Königs, dessen bereits (S. 46) als Gegners des Königs Mēša von Moab gedacht wurde. Von der Schrift des gleichzeitigen Denkmals dieses Königs unterscheiden sich diese auf Ostraka geschriebenen Schriftstücke durch ihre stark kursiven Schriftformen. Dies weist wieder auf einen längeren Gebrauch der phönizischen Schrift, durch die sie eine weitere starke Abnutzung erfahren hatte.

Die phönizische Schrift schließt sich so im Gebrauch der Schreibmittel, die ihre Formen bedingten, unmittelbar an die ägyptische Schrift an. Sie steht der Keilschrift, die in Tontafeln

---

1 Also in dem Falle, in dem die Ägypter im Gegensatz zu den anderen Völkern die alte Hieroglyphenform der Schrift beibehielten [vgl. jetzt S. 46, Anm. 1]. 2 Adolf Erman, Die Literatur der Ägypter, S. 225 ff.

3 G. A. Reisner, Cl. St. Fisher, D. G. Lyon, Harvard Excavations at Samaria (1924) [Jensen, Schrift (2. Aufl.) S. 200 f., v. Bissing im Handbuch der Archäologie S. 165].

eingegraben wurde und eben dadurch ihre eigentümliche Gestalt angenommen hatte, unvermittelt gegenüber. Dieser Gegensatz tritt am schärfsten hervor, wo wir bei den Babyloniern selbst neben der für ihre Sprache gebrauchten Keilschrift auf Tontafeln dem Gebrauch der semitischen Buchstabenschrift auf Papyrus begegnen, und zwar für die aramäische Sprache, die sich früh allgemeine Geltung in Westasien verschafft hatte. In den Bildern der assyrischen Denkmäler, welche die Aufzeichnung der Kriegsbeute oder Tribute darstellen, sieht man in der Regel zwei Schreiber in Tätigkeit. Von ihnen schreibt der eine auf eine Tontafel, der andere auf ein Papyrusblatt[1]. Die Texte haben für beide Schreiber besondere Bezeichnungen: *tup-šarru* „der Tontafelschreiber" (von sumerisch *dub* „Tafel" und *sar* „schreiben") und *kuš-šarru* „der (Papyrus- oder) Tierhautschreiber" (von sumerisch *kuš* „Fell" und *sar* „schreiben")[2].

Im Gegensatz zur Keilschrift lassen auch die semitischen Buchstabenzeichen vielfach noch deutlich erkennen, daß sie aus Bildern entstanden sind[3], und zwar aus Bildern eben der Gegenstände, welche die Namen dieser Buchstaben nennen. Das gilt für die nordsemitischen phönizischen Buchstaben[4] *Aleph* „Rind" (unser *a*), das einen nach links gewandten Rindskopf darstellt, *Jod* „Hand", das oben zwei nach links gewandte Finger zeigt, *Mem* „Wasser", die Zickzacklinie, mit der auch die Ägypter und andere Völker das Wasser darzustellen pflegten, den Schlußstrich stark abwärts gezogen, wie bei den ägyptischen Zahlzeichen, *'Ajin* „Auge", ein eigentümlicher Kehllaut der semitischen Sprachen, das Auge wie allenthalben dargestellt als Kreis, *Pe* „Mund", von der Seite gesehen, nach links geöffnet, *Resch* „Kopf" nach rechts gewandt genau wie der Kopf der kursiven babylonischen Zeichen für Mensch und der Kopf anderer primitiver Bilder, *Schin* „Zahn", *Taw* „Zeichen", „Mal", ein Kreuz, wie man es als Eigentumsmarke oder als Handzeichen schreibunkundiger Menschen allenthalben angewandt findet (s. S. 58, Abb. 24). Für einige andere Buchstaben, die sich im Nordsemitischen von der zugrunde liegenden Bildform stärker entfernt haben, zeigt uns die südsemitische Schrift des Reiches von Saba in Südarabien noch ältere, dem ursprünglichen Bilde näherstehende Formen[5], so für *Bet* „Haus" und *Daleth* „Türflügel". Für *Zajit* „Öl" findet sich das Alabastergefäß, das die Alten zur Aufbewahrung des Öles und der Salben zu gebrauchen pflegten. *Pe* „Mund" scheint hier wie in den ägyptischen Hieroglyphen, die auch zu den anderen genannten Buchstaben gute Seitenstücke geben, von vorn gesehen (s. S. 58, Abb. 24). Die semitische Schrift schließt sich so auch in diesem Punkte, der bildgestaltigen Grundform der Zeichen, der ägyptischen Schrift, und zwar in ihrer hieroglyphischen Form, und nicht der Keilschrift an, bei der die ursprüngliche Bildgestalt der Schriftzeichen sehr früh verlorengegangen war, da sie nicht wie bei den Ägyptern durch Weitergebrauch auf den Denkmälern in Erinnerung gehalten wurde.

---

1 J. H. Breasted, The physical process of writing in the early Orient and their relation to the origin of the alphabet (American Journal of Semitic Languages Bd. 32 (1915/16) S. 230ff.) S. 242ff., Abb. 11ff.

2 Dougherty, Writing upon parchment and papyrus among the Babylonians and the Assyrians (Journal American Oriental Society Bd. 48 (1928) S. 109ff.) dort auch als seltene Ausnahme der Regel Keilschrift mit Tinte geschrieben (Meißner, Babylonien und Assyrien Bd. 2, S. 344) und Aramäisch in Keilschrift aus der Seleukidenzeit (S. 133, Anm. 149) angeführt. [Vgl. auch v. Bissing, Handbuch S. 164, Anm. 8, S. 169.]

3 [Vgl. jedoch Bauer, Ursprung S. 13ff., v. Bissing, S. 161f.]

4 [Sethe, Ursprung S. 143ff. ders., Die wissenschaftliche Bedeutung der Petrieschen Sinaifunde S. 31f.]

5 [Sethe, Wiss. Bedeutung S. 32.]

Wie die aus der phönizischen Schrift abgeleitete griechische Schrift der älteren Zeiten wird schon die semitische Schrift in waagerechten Zeilen von rechts nach links geschrieben[1]. Sie steht so auf der zweiten Entwicklungsstufe der Schriftrichtung, die — wie wir gesehen haben — von der linksläufigen Schrift in senkrechten Kolumnen als der ersten, noch heute bei den Chinesen gebrauchten Stufe, zur rechtsläufigen in waagerechten Zeilen, der dritten Stufe führte, auf der unsere Schreibweise heute steht. Die semitische Schrift steht auf der zwischen beiden liegenden Stufe, auf der die Schreibschrift der Ägypter, seitdem sie um 2000 v. Chr. dorthin gelangt war, bis zu ihrem Erlöschen als „demotische Schrift" unentwegt stehengeblieben ist. Die Keilschrift war jedoch — wie wir oben sahen — bereits in uralten Zeiten durch radikale Drehung der Schrift um 90 Grad nach links von der Urstufe gleich auf die letzte Entwicklungsstufe gekommen[2]. Sie wurde fortan schon ebenso rechtsläufig geschrieben, wie es die europäischen Nachkommen der phönizischen Schrift tun, seitdem die Griechen die von ihnen zunächst anstandslos übernommene Linksläufigkeit durch Umdrehen der Schriftzeichen in ihre Spiegelbilder mit der Rechtsläufigkeit vertauscht haben. Ginge die phönizische oder semitische Schrift auf die Keilschrift zurück oder stände sie nur irgendwie unter deren Einfluß, so würde sie sicherlich auch schon rechtsläufig geschrieben worden. Die Umdrehung der Schrift würde nicht erst den Griechen vorbehalten geblieben sein. Falls der Erfinder des semitischen Alphabets das Beispiel der Keilschrift überhaupt nachgeahmt hätte, wäre es ein unbegreiflicher Rückschritt gewesen, wenn er ihm gerade hierin nicht gefolgt wäre und einen so offenkundigen Vorzug dieser Schrift nicht benutzt hätte. Diesen Rückschritt dürfen wir ihm, der mit seiner Erfindung in die Entwicklung der menschlichen Schrift einen so großen Fortschritt gebracht hat, nicht zutrauen.

Ganz ähnlich steht es mit der „inneren Form" der semitischen Schrift. Diese Schrift kennt wie die ägyptische Schrift, die einzige, die vor ihr wirkliche Buchstaben besessen hat, von Haus aus nur Konsonantenzeichen und läßt die Vokale zunächst unbezeichnet[3]. Bei der Natur der semitischen Sprachen ist dies allenfalls erträglich, da in ihnen der Vokal nur zur Unterscheidung der Formen dient und nicht zum Wortstamm gehört. Auch heute wird es noch beim Schreiben des Arabischen wenigstens für die kurzen Vokale weitgehend ertragen, solange es sich um leichtverständliche Texte und nicht um Fremdwörter oder fremde Namen handelt. Nicht selten aber wird es zu einem schweren Mißstande. Die semitischen Schriften — die phönizische selbst und ihre Abkömmlinge — haben sich deshalb alle im Laufe der Zeit wenigstens die Möglichkeit der Vokalandeutung geschaffen. Sie verwenden dazu allgemein die Zeichen für die schwachen Konsonanten *Aleph*[4], *Jod* und *Waw* für die langen Grundvokale *ā*, *ī* und *ū*. Dies haben auch die Griechen bei der Übernahme des Alphabetes, aber nun ohne Rücksicht auf die Quantität der Vokale, und die Ägypter später gelegentlich (in hieroglyphischen Schreibungen z. B. der Namen Ptolemaios und Kleopatra) getan. Außerdem setzen die semitischen Schriften im Bedarfsfalle über, unter oder in die Konsonantenzeichen Hilfszeichen in Gestalt von kleinen Strichen, Haken oder Punkten, um die Art des folgenden Vokals oder auch die Vokallosigkeit des betreffenden Konsonanten anzuzeigen, so im Hebräischen und Arabischen, so auch im

1 [Sethe, Wiss. Bedeutung S. 32.] 2 [Sethe, Ursprung des Alphabets S. 107.]

3 [Zu diesem und dem Folgenden Sethe, Ursprung S. 103f.]

4 Stimmeinsatz vor vokalisch anlautenden Silben wie in An-eignung, Hauseingang vor dem ei. Der Spiritus lenis der Griechen, der Hiatus im Innern der Wörter wie Po-et, Po-em.

Äthiopischen[1]. Dort sind diese Hilfszeichen — wie wir sahen — mit den Konsonantenzeichen zusammengewachsen und verwandelten damit die Schrift in eine tertiäre Silbenschrift.

Ginge nun die phönizische oder semitische Schrift auf die Keilschrift zurück, so wäre es wieder ein unbegreiflicher Rückschritt gewesen, wenn der Erfinder des Alphabets nicht aus der als Silbenschrift die Vokale mitbezeichnenden Keilschrift auch die Vokalbezeichnung übernommen hätte, anstatt es den Griechen zu überlassen, sie einzuführen. Es wäre um so unbegreiflicher, als die Keilschrift von den reinvokalischen Silben her gerade für die von der semitischen Buchstabenschrift nicht bezeichneten Vokale bereits richtige Buchstaben besaß, die sie für die Konsonanten nicht kannte. Die Nichtbeachtung der Vokale durch den Erfinder des phönizischen Alphabets wird dagegen sofort verständlich, wenn man annehmen kann, daß sich seine Erfindung an die ägyptische Schrift anlehnte. Sie hatte — wie wir sahen — aus triftigen Gründen bei ihrer Umgestaltung aus einer ideographischen Bilderschrift zu einer phonetischen Schrift nur die ihre Wortstämme bildenden Konsonanten berücksichtigen können und war eben deshalb als einziges aller älteren Schriftsysteme auf die konsonantischen Einzellautzeichen gekommen. Knüpft man die phönizische Schrift an die ägyptische an, so erklärt sich ihre Vokallosigkeit als ein ererbter Fehler, als ein überkommener Mangel, den erst die Griechen endgültig beseitigt haben. Dieser Mangel war freilich aufs engste mit der Entstehung der Buchstaben verknüpft. Ohne ihn wäre sie schlechterdings nicht möglich gewesen.

Tatsächlich liegt wohl eben darin, daß die Keilschrift eine Silbenschrift war, von vornherein die sichere Gewähr dafür, daß sie als Mutter des phönizischen Alphabets nicht in Betracht kommen kann. Die Silbenschrift ist — wie schon einmal gesagt (S. 44) — offenbar eine Sackgasse, aus der es keinen Ausweg gab. Aus der babylonischen Keilschrift wäre gewiß nie eine Buchstabenschrift, auch nicht eine solche mit Vokalbezeichnung wie die griechische, sondern wieder eine Silbenschrift vereinfachter Form hervorgegangen, wie später die persische Keilschrift. Daher ist auch die neuentdeckte Schrift von Ras Schamra, die eine Konsonantenschrift sein soll, wenn sie auch äußerlich die Gestalt der in Ton eingegrabenen Keilschrift zeigt, innerlich ohne Zweifel von der phönizischen Buchstabenschrift abhängig und ohne deren Vorbild ganz undenkbar[2]. Es ist sehr bezeichnend, daß die Babylonier und Assyrer sich selbst nie zu einer Buchstabenschrift hindurchzuringen vermocht haben, obwohl doch auch sie eine semitische Sprache derselben Bauart wie die Sprache der Kana'anäer redeten und in assyrischer Zeit die phönizische Schrift für die auch bei ihnen damals viel gebrauchte aramäische Weltsprache verwandten. Die Tatsache, daß sie seit alter Zeit eine von einem Volke ganz anderer Zunge, den Sumerern, ererbte Silbenschrift mit den durch die Natur des Landes gegebenen Schreibmitteln besaßen, hat sie offenbar daran gehindert. Es stellt sich so immer deutlicher heraus, daß die Silbenschrift

---

1 In der Art, wie wir es bei den Umlauten *ä, ö, ü*, die Skandinavier bei *d* tun, oder wie die Akzente in so manchen Schriften.

2 [Vgl. hierzu Bauer, Ursprung des Alphabets S. 30, der die Keilschrift von Ras Schamra ebenfalls als ein Zusammenkommen der „inneren" Form des ägyptischen Schriftprinzips und der „äußeren Form" der Keilschrift erklärt. Zur Schrift von Ras Schamra s. Bauer, ibd. S. 30, Anm. 1, S. 38ff., Jensen, Schrift (2. Aufl.) S. 86f., v. Bissing im Handbuch der Archäologie S. 154, Diringer, Alfabeto S. 264ff., Friedrich, ZDMG Bd. 91 (1937) S. 321ff., B. Rosenkranz, ZDMG Bd. 92 (1938) S. 178ff.]

nicht ein Vorläufer der Buchstabenschrift gewesen ist, wie man es früher glaubte und in weiten Kreisen sich wohl auch heute noch vorstellt, sondern ihr Nebenbuhler.

Die Silbe, in der sich Vokal und Konsonant wie zu einer lautlichen Einheit fest und unlöslich verbunden zeigen, stand der Scheidung der einzelnen Laute, wie sie die Buchstabenschrift voraussetzt, von Natur im Wege. Nur wo jene funktionelle Scheidung der Vokale als formbildenden und der Konsonanten als begriffsbestimmenden und stammbildenden Elementen der Wörter herrschte wie im Ägyptischen und in den semitischen Sprachen, konnte man auf eine Zerlegung der Wörter in ihre einzelnen Bestandteile kommen. Nur so konnte man auch die für sich allein ohne ein vokalisches Element[1] gar nicht aussprechbaren Konsonanten als selbständige Laute behandeln.

So weist denn alles auf einen Zusammenhang der semitischen oder phönizischen Buchstabenschrift mit der ägyptischen Schrift hin: das Schreibmaterial (Papyrus und Scherbe, Tinte und Rohrfeder), die Bildgestalt der Schriftzeichen, die Richtung der Schrift (von rechts nach links in waagerechten Zeilen) und schließlich die Vokallosigkeit. Damit stimmt denn auch eine Tradition bei den Phöniziern überein, die uns durch Philo von Byblos (1. Jahrhundert n. Chr.)[2] bezeugt ist. Sie schreibt die Erfindung der Buchstaben einem gewissen Taautos zu, in dem man mit den Alten nur den ägyptischen Gott Thoth, in älterer Form **Dahăut* gesprochen[3], erkennen kann, den Hermes der Ägypter, der auch den Ägyptern selbst als Erfinder ihrer Schrift, der „Gottesworte", galt.

Dürfte somit die Frage nach der Abhängigkeit der phönizischen Schrift von der ägyptischen theoretisch als endgültig bejaht gelten, so bliebe doch die Frage nach dem Wie, Wann und Wo der Entstehung des phönizischen Alphabets noch offen. Anscheinend im Widerspruch zu dem eben gewonnenen Ergebnis ist eine unmittelbare Ableitung der phönizischen Buchstaben aus den gleichwertigen ägyptischen Einkonsonantenzeichen selbst nicht möglich. Die ägyptischen Buchstaben zeigen sowohl in ihren alten hieroglyphischen Bildern wie in den im praktischen Gebrauch daraus entstandenen hieratischen Formen meist keinerlei Ähnlichkeit mit den lautlich entsprechenden Buchstaben des phönizischen Alphabets. Wo umgekehrt das dem Buchstaben zugrunde liegende Bild offenbar das Gleiche ist, stimmt die Bewertung der Zeichen nicht überein. So bedeutet die Zickzacklinie, die das Wasser darstellt im Ägyptischen *n*, im Phönizischen *m*, die Schlange im Ägyptischen *d* (*ǧ*), im Phönizischen *n*, der Mund im Ägyptischen *r*, im Phönizischen *p*, die Hand im Ägyptischen *d*, im Phönizischen *j*[4] (s. S. 58 Abb. 24). Diese Verschiedenheit in der Bewertung derselben Bilder hat ihren natürlichen Grund in der Verschiedenheit der Sprachen, die eben dieselben Gegenstände verschieden benannte. Der Mund, ägyptisch *ro*, heißt phönizisch *pe*. Die Bilder, auf die — wie wir oben gesehen haben — die semitischen Buchstaben unverkennbar zurückgehen, stimmen mit den Namen der Buchstaben überein. Diese Namen,

---

1 Ein solches, nämlich der „Hilfsvokal" *ĕ* (oder wie man heute zu schreiben pflegt *ə*) liegt ja auch in der „sonantischen" Aussprache der Konsonanten vor. 2 [Sethe, Ursprung des Alphabets S. 101, Anm. 2.]

3 Die *o*-Laute der späteren ägyptischen Sprache gehen regelmäßig auf älteres *a* zurück, das noch zur Zeit des Assurbanipal unverändert war. Wie der Name der Stadt Siut (kopt. ⲥⲓⲟⲟⲩⲧ) damals noch durch *Sijautu* wiedergegeben werden konnte, so hätte auch der Name des Gottes Thoth (griechisch *Θωυθ*, kopt. ⲑⲱⲟⲩⲧ) damals etwa **Dahautu* wiedergegeben werden müssen, was dem Taautos (*Τάαυτος*) vollkommen entspricht.

4 [Sethe, Ursprung des Alphabets S. 133f., ders., Die wiss. Bedeutung der Petrieschen Sinaifunde S. 34.]

die mit den Zeichen auch zu den Griechen wanderten — Aleph = Alpha, Bet = Beta usw. —, sind richtige kanaʿanäische Wörter, die eben die in den Buchstaben dargestellten Gegenstände bezeichnen. Auch die im einzelnen etwas abweichenden Namen der Buchstaben in der südsemitischen Schrift gehen auf solche kanaʿanäischen (nordsemitischen) Wörter zurück, das für die Priorität der Kanaʿanäer in der Erfindung des Alphabets bedeutsam ist.

Die Buchstaben haben ihren Lautwert von diesen kanaʿanäischen Wörtern nach dem akrophonischen Prinzip erhalten. Sie bezeichnen also denjenigen Laut, mit dem das betreffende Wort, ihr Name, begann. Dies geschieht demnach so, wie wenn wir das Bild eines Adlers für *a*, das Bild eines Baumes für *b* usw. schrieben. So bezeichnet das Bild des Wassers *Mem* den Konsonanten *m*, das des Auges *ʿAjin* den Kehllaut, mit dem dieses Wort begann, das des Kopfes *Resch* das *r*, das des Kreuzzeichens *Taw* das *t*. Die Buchstabennamen stellen demnach ein für den Ursprung des semitischen Alphabets und die Entstehung der Buchstaben ebenso bedeutsames Zeugnis dar wie die Buchstabenzeichen. Sie sind ein unantastbares Gut. Es geht deshalb nicht an, daß man — wie es von namhaften Semitisten vorübergehend oder gelegentlich geschehen ist — von diesen Namen absieht. So fragte sich der um die semitische Epigraphik hochverdiente M. Lidzbarski unter dem Eindruck der kretischen Entdeckungen, ob das Alphabet nicht etwa bei einem nichtsemitischen Volke entstanden sein könnte, etwa bei den alten Kretern[1]. Indem er diese fälschlich einfach den Griechen, die später Kreta besiedelt haben, gleichsetzte, versuchte er, die in den Buchstaben dargestellten Bilder und die den Buchstaben zukommenden Lautwerte aus dem Griechischen abzuleiten. Das Alphabet wäre so nicht von den Phöniziern zu den Griechen, sondern umgekehrt von diesen zu den Phöniziern gekommen. Dies widerspräche sowohl den bei den Griechen gebräuchlichen Namen der Buchstaben, wie dem Fehlen der Vokalbezeichnung, wie auch der griechischen Überlieferung. Auch hat man für einzelne Buchstaben des Alphabets, deren Gestalt nicht ohne weiteres zu ihren Namen zu passen schien, einen anderen Namen als ursprünglich postuliert, ohne jedoch erklären zu können, wie diese Buchstaben zu dem unpassenden Namen gekommen sein sollten. So wollte Lidzbarski[2] die Form des phönizischen Buchstabens *Daleth*, dessen Name „Türflügel" bedeutet und der in der Tat diesem Gegenstande wenig ähnlich sieht, zusammen mit seiner Bewertung als *d* aus einer älteren Benennung *dōd* „weibliche Brust" erklären. In Wahrheit beweist uns der Name *Daleth*, daß der Buchstaben aus einem Türflügel entstanden sein muß. Seine Gestalt ist im Laufe der Zeit durch Abnutzung entstellt worden. Das südsemitische Zeichen zeigt uns auch wirklich noch eine ältere Form, die diese Entstehung anschaulich und glaubhaft machen kann.

Denselben Fehler machte nach der Entdeckung der „Sinaiinschrift" — von der nachher die Rede sein wird — der Oxforder Semitist Cowley[3], indem er die in dieser Schrift vorkommenden Zeichen des Fisches und eines scheinbaren Schießbogens auf Grund der hebräischen Wörter für diese Dinge *Dāg* und *Ḳešet* mit den Anfangslauten *d* und *ḳ* bewerten wollte, ungeachtet der Tatsache, daß eben diese Laute im phönizischen Alphabet *Daleth* und *Ḳoph* heißen. Die Zeichen

1 [M. Lidzbarski, Ephemeris für semitische Epigraphik Bd. 2, S. 371 ff., vgl. Sethe, Ursprung S. 148 ff., Jensen, Schrift (2. Aufl.) S. 186 ff., v. Bissing im Handbuch der Archäologie S. 160, Anm. 5.]

2 [Lidzbarski, ibd. Bd. 1, S. 131 f., vgl. Bauer, Ursprung S. 18.]

3 A. E. Cowley, The origin of the Semitic Alphabet (JEA Bd. 3 (1916) S. 17 ff.). [Ders., The Sinaitic Inscriptions (JEA Bd. 15 (1929) S. 200 ff.).]

entsprechen in Wahrheit — wie wir sehen werden — den phönizischen Buchstaben *Samech* (arabisch *Samak*) „Fisch" und *Schin* „Zahn". Es wäre wohl zu verstehen, daß man alte Namen, die nicht zu den Formen der Buchstaben paßten, durch neue ersetzt — was auch geschehen ist —, aber nicht, daß man unpassende an die Stelle älterer gesetzt hätte.

Die Buchstabenbilder, Buchstabennamen und Buchstabenwerte sind also fest und untrennbar miteinander verbunden. Sie können in dieser Verbindung nur aus dem Gehirn eines semitisch redenden Menschen entstanden sein, nicht aus dem eines Ägypters. Hieraus folgt, daß der phönizischen Schrift unbeschadet ihrer inneren Abhängigkeit von der ägyptischen Schrift, die ihr Vorbild gewesen sein muß, hinsichtlich ihrer äußeren Gestaltung — das heißt in der Aufstellung und Bewertung ihres Zeichenbestandes — Selbständigkeit zuerkannt werden muß. Auch die Richtung der einzelnen Bilder — nicht der Schrift in ihrer Gesamtheit — ist eine andere als bei den Ägyptern. In der phönizischen Schrift sehen sie nach links gegen das Ende der Zeile, in der ägyptischen pflegen sie — wenn der Text nicht „rückläufig" geschrieben ist — gegen den Anfang zu blicken.

Für die Bestimmung von Ort und Zeit der Entstehung der phönizischen Schrift ergibt sich aus dem Nebeneinander zweier schon mehrfach berührter Tatsachen ein Anhaltspunkt. Die eine dieser Tatsachen ist die, daß die Länder des kana'anäischen Sprachbereiches seit der Mitte des dritten Jahrtausends v. Chr. unter starker Einwirkung der babylonischen Kultur gestanden haben bis tief in die Zeit hinein, zu der die phönizische Schrift bereits fertig und sogar schon sichtlich abgenutzt an verschiedenen Stellen auftritt. Diese Einwirkung trat in den Keilschriftkorrespondenzen der kana'anäischen Fürsten des 15./14. Jahrhunderts am schärfsten hervor. Die andere Tatsache ist die, daß die phönizische Schrift selbst keinerlei Beeinflussung durch die in diesen Dokumenten auf kana'anäischem Boden auftretende babylonische Keilschrift aufweist. Sie ist ihr vielmehr in allen Punkten völlig entgegengesetzt und schließt sich der ägyptischen Schrift gerade auch in ihren Schwächen, der linksläufigen Schriftrichtung und der Vokallosigkeit, an.

Hieraus ergibt sich mit großer Wahrscheinlichkeit der Schluß, daß der Erfinder der phönizischen Schrift die Vorzüge der babylonischen Keilschrift nicht gebührend zu schätzen wußte[1]. Auch wenn er nicht ganz ohne Kenntnis dieser Schrift war, stand er jedenfalls unter dem überwältigenden Einfluß der ägyptischen Schrift. Er wird so seine Erfindung schwerlich auf kana'anäischem Boden gemacht haben können, wenn man sie nicht über das Jahr 2500 hinaufrücken will. Das liegt zu weit von dem ersten wirklichen Auftreten der phönizischen Schrift (im 13. Jahrhundert v. Chr.) entfernt. So bleibt denn nur der Ausweg anzunehmen, das phönizische Alphabet sei außerhalb Kana'ans in unmittelbarer Nachbarschaft Ägyptens oder in dessen Grenzgebieten von einem semitischen Volke, vermutlich kana'anäischen Stammes, erfunden worden. Es müßte dort längere Zeit hindurch ansässig gewesen sein und dabei vorher selbst schriftlos lebend bei den Ägyptern die Vorzüge der Schrift kennengelernt haben. Wer denkt dabei nicht sogleich an die Hebräer, die laut ihrer Stammessage nach längerem Aufenthalt im Grenzland Gosen Ägyptens von dort in ihre spätere Heimat Palästina eingewandert sein sollen[2]. Ihre Gesetzgebung ist durch Moses an das Sinaigebirge geknüpft. Moses selbst trug einen

1 [Zu diesem und dem Folgenden s. Sethe, Ursprung, S. 137, hierzu Bauer, Ursprung, S. 30 nach der Entdeckung der Schrift von Ras Schamra.] 2 [Sethe, Wiss. Bedeutung S. 35.]

ägyptischen Namen und soll von einer ägyptischen Königstochter erzogen worden sein. Das Sinaigebirge findet man, nach Lage der Dinge sicher richtig, seit alten Zeiten in der danach benannten Sinaihalbinsel wieder. Die Einwanderung der Hebräer in Palästina ist verschieden angesetzt worden. Sie muß, wenn die in den Amarnabriefen genannten *Ḫabiru* mit den Hebräern identisch sind, spätestens Anfang des 14. Jahrhunderts v. Chr. erfolgt sein. Es wäre in der Tat verlockend, in der Person des großen Gesetzgebers des hebräischen Volkes den Erfinder des phönizischen Alphabets zu suchen, wie das der jüdische Geschichtsschreiber Eupolemos (2. Jahrhundert v. Chr.)[1] geradezu behauptet hat.

Der sagenhafte, in seinem Kern gewiß geschichtliche Aufenthalt der Kinder Israel in Ägypten hat aber noch einen sicher beglaubigten Vorläufer gehabt. Bald nach dem Zusammenbruch des Mittleren Reiches etwa im 18. Jahrhundert v. Chr. fielen die sogenannten Hyksos, ein semitisches Hirtenvolk anscheinend kanaʿanäischen Ursprungs[2], in Ägypten ein. Von Osten aus der Wüste kommend eroberten sie das Delta und hielten es länger als ein Jahrhundert besetzt, bis sie im 16. Jahrhundert in mehreren Kriegen durch die ägyptischen Könige Amosis und Thutmosis III. nach Palästina vertrieben wurden. Dieser Einfall der Hyksos ist übrigens durch den jüdischen Geschichtsschreiber Josephus — vielleicht mit mehr Recht als man zur Zeit glaubt — mit der Niederlassung der Kinder Israel in Ägypten unter Joseph und ihrem Auszug unter Moses zusammengebracht worden. Während ihrer Herrschaft über Ägypten haben die Hyksos bis zu einem gewissen Grade ägyptische Kultur und Sitte angenommen. Es wäre fast ein Wunder zu nennen, wenn sie das Nilland wieder verlassen hätten, ohne die Schreibkunst als dauernden Gewinn mit sich zu nehmen, es sei denn, sie hätten die Kenntnis dieser Kunst schon vorher besessen, was bei einem Hirtenvolk der Wüste kaum anzunehmen ist. Jedenfalls haben sich von diesen Hyksos weder in Ägypten noch außerhalb des Landes andere als ägyptisch abgefaßte Inschriften gefunden.

Hat man in den Hyksos die Erfinder der phönizischen Buchstabenschrift zu sehen, so würde diese Schrift etwa im 16. Jahrhundert nach Palästina gekommen sein. Sie müßte sich dort dann allmählich neben der für die babylonische Diplomatensprache üblichen Keilschrift als Schrift für die kanaʿanäische Sprache ausgebreitet haben, bis sie uns im 10. Jahrhundert v. Chr. häufiger und an verschiedenen Orten entgegenzutreten beginnt und nach dem Erlöschen des babylonischen Einflusses zur unbestrittenen Alleinherrschaft gelangt.

So stand im wesentlichen die Frage der Entstehung des phönizischen Alphabets[3], als im Jahre 1916 neues Material bekannt wurde, das die hier entwickelten Schlüsse auf das Überraschendste bestätigte und die letzte Lücke in der Beweiskette schloß. Die Herkunftsstätte dieser neuen Funde war die Sinaihalbinsel, eben jene Stätte, an welche die hebräische Sage die mosaische Gesetzgebung knüpft. Die Sinaihalbinsel erstreckt sich unmittelbar östlich von Ägypten

---

1 [Fragmenta historicorum graecorum (Müller), Bd. 3, S. 220.]

2 Sie werden einmal geradezu als Phönizier bezeichnet und scheinen zu den damit identischen *Fnḫ·w* gerechnet zu sein. [Zu diesem und dem Folgenden vgl. Sethe, Ursprung, S. 137f., zu der Hyksos-Frage W. Wolf, Der Stand der Hyksosfrage (ZDMG Bd. 83 (1929) S. 67ff.), und zuletzt v. Bissing, Das angebliche Weltreich der Hyksos (Archiv für Orientforschung Bd. 11 (1937) S. 325ff.).]

3 [Sethes Arbeit über den Ursprung des Alphabets ist 1916 (Nachr. d. K. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Mitt. 1916, Heft 2, S. 88ff.) erschienen].

als ein von gewaltigen, zerklüfteten Granitmassen erfülltes Gebirgsdreieck in das Rote Meer. Seit den ältesten Zeiten der ägyptischen Geschichte wird es von den Ägyptern wegen der dort lagernden Schätze an Kupfermineralien (Türkisen) viel besucht und war in besseren Zeiten dauernd besetzt, indem die landeingesessene Bevölkerung aus dem semitischen Nomadenvolke der *Mnṯj · w* mit Waffengewalt niedergehalten wurde. Dort auf der Sinaihalbinsel hatte im Jahre 1905 eine englische archäologische Expedition unter der Führung des bekannten Ägyptologen W. M. Flinders Petrie in den altägyptischen Tempelruinen von Sarbut el chadem oder Serabît el chadem, die aus dem 19. Jahrhundert v. Chr. und den folgenden Jahrhunderten stammen, und bei den Überresten der in der Nähe gelegenen alten Minen neben den vielen echt ägyptischen, seit langem bekannten Denkmälern auch eine Anzahl nicht ägyptischer aber unzweifelhaft ägyptisierender Denkmäler aufgefunden[1]. Diese Denkmäler trugen fremdartige Inschriften mit einer beschränkten Auswahl von Zeichen. Der glückliche Finder konnte in ihnen nur eine Buchstabenschrift vermuten, die er naturgemäß im Geiste sogleich mit dem späteren phönizischen Alphabet in Verbindung brachte.

Mit der vereinzelten Probe, die Petrie von den neugefundenen Inschriften veröffentlichte, ließ sich nicht viel beginnen. Erst seit dem Jahre 1916 liegen die gesamten Funde in einer Veröffentlichung von Gardiner und Peet[2] vor. Der erstgenannte Gelehrte erbrachte zugleich in einer Untersuchung[3], die ich 1917 durch eine eigene Arbeit[4] bekanntmachte und weiterführte, den Beweis, daß wir es in der neuentdeckten Schrift in der Tat mit einer Vorstufe oder besser mit der ältesten Form des phönizischen Alphabets zu tun haben. Sie ist ganz im Sinne der oben gegebenen Ausführungen an die ägyptische Schrift anzuknüpfen und scheint frühestens im 19. Jahrhundert v. Chr. wahrscheinlich aber erst nach dem Zusammenbruch des Mittleren Reiches, also nach 1780 v. Chr., entstanden zu sein. Die neue Sinaischrift, wie wir sie der Einfachheit halber nennen, besteht aus etwa 24 verschiedenen Zeichen[5]. In ihrer Mehrheit sind es Bilder von Gegenständen, die in ihrer Zeichenweise an ägyptische Hieroglyphenzeichen erinnern. Zum Teil sind sie sogar mit ihnen identisch und ohne Zweifel nach ihrem Muster gebildet worden.

Unter diesen etwa vierundzwanzig Schriftzeichen finden wir in acht völlig klaren Fällen gerade die Gegenstände wieder, die auch in phönizischen Buchstaben nach Ausweis ihrer Namen und ihrer Gestalt dargestellt gewesen sind. So haben wir auch hier den von der Seite gesehenen

---

1 W. Fl. Petrie, Researches in Sinai (London 1906) [s. a. Sethe, Die neuentdeckte Sinai-Schrift und die Entstehung der semitischen Schrift (Nachr. d. Göttinger Ges. d. Wiss., Mitt. 1917, S. 437 ff.), Sethe, Die wissenschaftliche Bedeutung der Petrieschen Sinaifunde (ZDMG Bd. 80 (1926) S. 24 ff.) S. 25 f. Über das Schicksal der Denkmäler und neuere Expeditionen in das Minengebiet s. Jensen, Schrift (2. Aufl.) S. 181 ff., v. Bissing im Handbuch der Archäologie S. 160 ff., Bauer, Ursprung des Alphabets S. 23 ff., H. Grimme, Altsinaitische Forschungen (Studien zur Gesch. u. Kultur d. Altertums Bd. 20, Heft 3) 1937].

2 A. H. Gardiner, T. E. Peet, The inscriptions of Sinai (Egypt Exploration Fund 1917).

3 A. H. Gardiner, The Egyptian origin of the Semitic Alphabet (JEA Bd. 3 (1916) S. 1 ff.), deutsch in ZDMG Bd. 77 (1923) S. 92 ff.

4 Die neuentdeckte Sinai-Schrift und die Entstehung der semitischen Schrift (Nachr. d. Göttinger Ges. d. Wiss., Mitt. 1917 S. 437 ff.).

5 Gardiner unterschied 32, von denen aber fünf sicher, drei weitere wahrscheinlich nur Varianten anderer Zeichen sind. [Abb. 24 nach Sethe, Die neuentdeckte Sinaischrift S. 442/443, wie er sie in der Vorlesung zeigte.]

Rindskopf (Abb. 24, Nr. 1), das Haus (Nr. 2), die Hand (Nr. 5), die Zickzacklinie des Wassers (Nr. 8), die Schlange (Nr. 10), das menschliche Auge (Nr. 11), den menschlichen Kopf (Nr. 13) und das Kreuz (Nr. 15). Sie treten hierbei meist in Formen auf, die sowohl mit dem ägyptischen Urbild wie mit dem entsprechenden semitischen Zeichen übereinstimmen oder aber derart beschaffen sind, daß sich aus ihnen entweder die phönizische oder die südsemitische Zeichen-

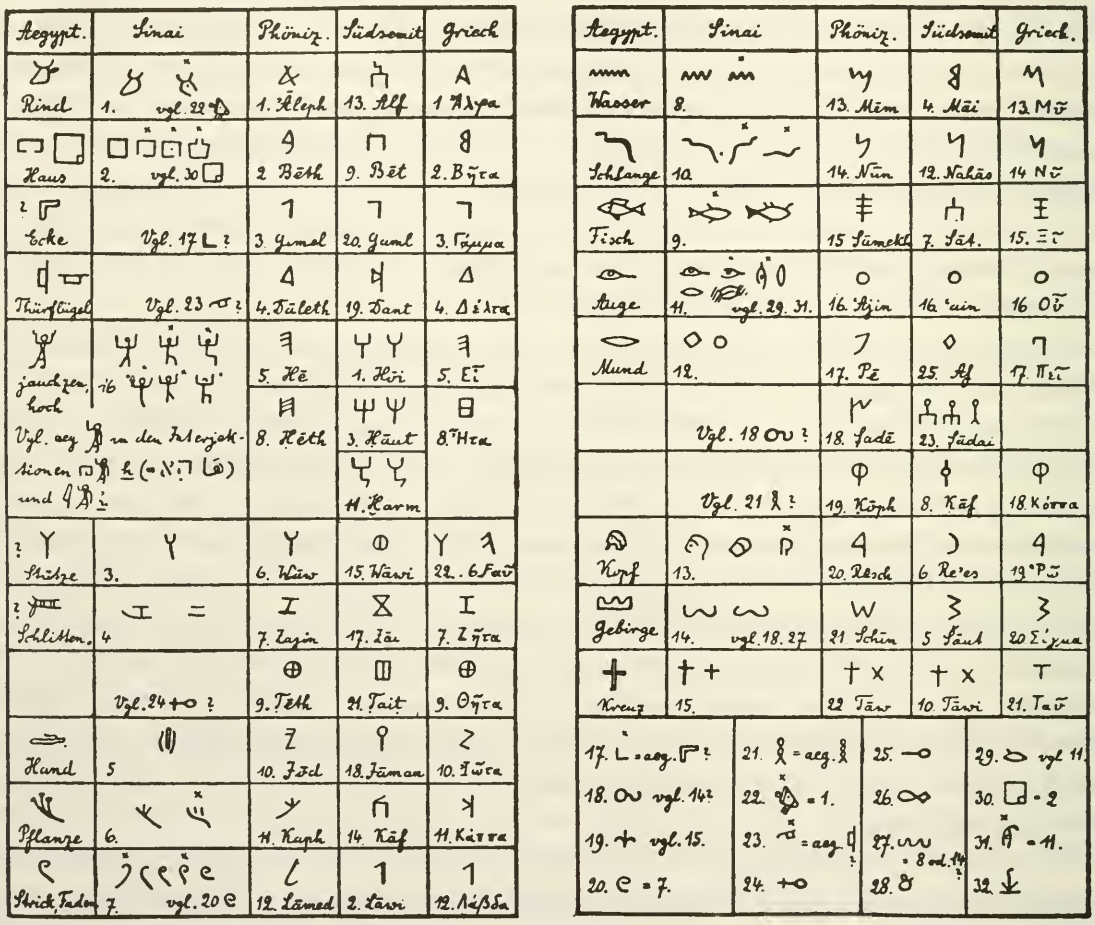


Abb. 24. „Die Zeichen der Sinaischrift mit ägyptischen Vorbildern und ihren möglichen phönizischen, südsemitischen und griechischen Entsprechungen" (nach Sethe, Die neuentdeckte Sinaischrift (Nachr. d. Göttinger Ges. d. Wiss. Mitt. 1917) S. 442/443).

form ableiten läßt. Die gleiche Übereinstimmung läßt sich auch noch bei vier anderen Zeichen feststellen: der menschlichen Gestalt mit erhobenen Armen (Nr. 16), dem Strick (Nr. 7), dem Munde (Nr. 12) und dem Gebirge oder Bogen (Nr. 14), sowie zwischen einem ägyptischen Zeichen, das in der Sinaiinschrift nicht sicher vorkommt, dem Türflügel und dem entsprechenden südsemitischen Zeichen, dem *Daleth*.

Die Übereinstimmung in der Auswahl der Bilder und in ihrer Gestaltung, wie sie hier für 12 Zeichen der Sinaiinschrift festgestellt wurde, darf als ein sicheres Anzeichen dafür angesehen werden, daß diese Schrift nicht etwa nur ein Versuch in der Richtung des späteren phönizischen

Alphabets gewesen ist, der später wieder aufgegeben wurde, sondern daß sie wirklich die Grundlage dieses Alphabetes bildet. Völlig außer Zweifel gestellt wird die Identität der Sinaischrift mit der phönizischen Schrift aber durch eine geniale Wahrnehmung und Kombination von Gardiner[1]. In den Inschriften kehrt nicht weniger als siebenmal — und zwar überall am Ende einer Zeile, dabei fünfmal sicher, zweimal möglicherweise zugleich auch am Ende der ganzen Inschrift — eine Gruppe von vier Zeichen in der gleichen bestimmten Reihenfolge wieder: das Haus, das Auge, der Strick und das Kreuz. Gibt man diesen Bildern die Lautwerte, die den nach Gegenstand und Form entsprechenden phönizischen Buchstaben zukommen, so erhält man ein semitisches Wort, das hier vortrefflich am Platz ist: *Ba'alat* „Herrin", den kana'anäischen Namen einer Göttin, die der ägyptischen *Ḥathor* entsprach. Es ist dieselbe Göttin, der das umliegende Türkisminengebiet mit dem Tempel von Sarbut el chadem geweiht war, also die Göttin des Ortes, an dem die Denkmäler mit den Sinaiinschriften gefunden worden sind. Auf einem dieser Denkmäler mit zwei auf den Namen *Ba'alat* endigenden Inschriften in Sinaischrift steht daneben eine ägyptische Inschrift in echt ägyptischen Hieroglyphen, die eine Weihung an eben diese Göttin „Hathor, die Herrin der Türkise" ausspricht.

Hiernach kann in der Tat nicht mehr daran gezweifelt werden, daß wir in der Sinaischrift wirklich das „fehlende Glied", das missing link, wie es die Abstammungslehre nennt, gefunden haben, das die phönizische Buchstabenschrift mit der ägyptischen Schrift direkt verbindet. Die Schriftbilder dieses Verbindungsgliedes sind aus der ägyptischen Hieroglyphenschrift übernommen[2]. Sie sind nicht etwa nur aus dem Kreise der ägyptischen Einkonsonantenzeichen oder Buchstaben ausgewählt, sondern als beliebige Zeichen ohne jede Rücksicht auf ihren ägyptischen Wert lediglich im Hinblick auf den ihnen aus der semitischen Sprache zu gebenden Wert genommen worden, also ganz so, wie es oben bei der Vergleichung der ägyptischen und phönizischen Buchstaben festgestellt worden ist (S. 53). Vermutlich wurde bei der Auswahl dieser Bilder zugleich auf eine charakteristische Gestalt, die sich leicht dem Gedächtnis einprägen kann, und auf eine einfache Form, die sich leicht wiedergeben läßt, gesehen. Der ägyptischen Hieroglyphenschrift folgt die neu entdeckte Sinaischrift auch hinsichtlich der Schriftrichtung. Gerade wie bei den ägyptischen Denkmälern der späteren Zeiten die Schrift je nach der Stellung der Inschrift auf dem betreffenden Denkmal bald links- bald rechtsläufig ist und bald in senkrechten, bald in waagerechten Zeilen verläuft, geschieht dies auch bei der Sinaischrift, die uns bis jetzt nur ebenfalls auf Denkmälern bekanntgeworden ist. Die übliche, beim wirklichen Schreiben gebrauchte Schriftrichtung wird in Übereinstimmung mit dem ägyptischen Hieratisch und mit der späteren phönizischen Schrift die linksläufige in waagerechten Zeilen gewesen sein. So geschrieben, mit — wie in der phönizischen Schrift — ganz nach links gewandten Schriftbildern, treffen wir sie auf einem Denkstein an, der sich durch besonders sorgfältige Ausführung und durch richtige Liniierung auszeichnet.

Was das Alter der diese neue Schrift tragenden Denkmäler betrifft, so stammen die Tempelanlagen, in denen sie sich gefunden haben, aus dem Ende der 12. Dynastie (um 1800 v. Chr.). Sie selbst sind also voraussichtlich, nach verschiedenen Anzeichen aber nicht erheblich, jünger.

---

1 Gardiner, ibd. (JEA Bd. 3) S. 14ff. [zu dieser Lesung s. Bauer, Ursprung, S. 24ff., S. 26].

2 [Sethe, Wiss. Bedeutung S. 39.]

Sie scheinen jedenfalls noch vor das Neue Reich, also vor 1600 v. Chr. zu gehören und werden somit voraussichtlich eben der Zeit entstammen, die aus allgemeinen historischen Erwägungen für die Entstehung des phönizischen Alphabets vornehmlich in Betracht kam[1].

6. Die Verbreitung des Alphabets

Die Urform des semitischen Alphabets ist uns augenscheinlich in jugendlichem Alter in der gänzlich unveränderten Bildgestalt der Buchstaben als Schrift auf der Sinaihalbinsel noch unweit ihrer ägyptischen Geburtsstätte entgegengetreten. Von hier aus hat sie sich einerseits nordwärts nach Palästina, in die Länder der Kana'anäer, andererseits südwärts über das Rote Meer zu den Bewohnern des Reiches von Saba in Südarabien verbreitet. Sie tritt in Saba fast ebenso früh und zum Teil in altertümlicherem Zustande auf Denkmälern in Erscheinung wie in Kana'an. Es sei daran erinnert, daß Ezion Geber im Innern des Golfes von Akaba in unmittelbarer Nähe der Sinaihalbinsel der Hafen war, von dem aus Salomo (um 1000 v. Chr.) seine Fahrten nach Ophir gehen ließ. Von hier mag auch die Verpflanzung der altsemitischen Schrift nach Südarabien erfolgt sein. Die altertümliche Gestalt der Buchstaben erfordert jedoch, daß dies geraume Zeit vor Salomo geschah. Spätestens im 10. Jahrhundert, also zu Salomos Zeit — wenn nicht früher[2] —, muß die semitische Schrift durch die Phönizier zu den Griechen gekommen sein, da die Formen der griechischen Buchstaben zum Teil noch älteres Aussehen haben als die phönizischen Buchstaben in den Inschriften des 10. Jahrhunderts.

Daß die Griechen sich der Herkunft ihrer Schrift wohl bewußt waren und sie geradezu als phönizische oder kadmische Buchstaben bezeichneten, ist schon bemerkt worden. Es gibt hierfür noch ein merkwürdiges bildhaftes Zeugnis der Gegenseite, auf das Gardthausen[3] hingewiesen hat. Auf einer Münze der phönizischen Stadt Tyros ist Kadmos dargestellt, wie er drei "*Ελληνες* genannten Männern eine Papyrusrolle überreicht. Bei Homer ist die Schrift nur einmal und nicht ganz unzweifelhaft Ilias 6, 168 erwähnt, wo der Argiverkönig dem Bellerophontes *σήματα λυγρὰ γράψας ἐν πίνακι πτυκτῷ θυμόφθορα πολλά* mitgibt, die er als eine Art Uriasbrief an den Empfänger abgeben soll, damit dieser ihn töte. Herodot spricht (V, 59ff.) von kadmischen Inschriften, die er in Theben in Böotien auf Weihgeschenken gesehen habe. Sie seien den ionischen Buchstaben sehr ähnlich[4]. Die ältere Benennung des Papyrus bei den Griechen nach der Stadt Byblos hat man dahin deuten wollen, daß die Entlehnung der phönizischen Schrift durch die Griechen bis in eine Zeit zurückreichen müsse, zu der diese Stadt und noch nicht Tyros und Sidon die Führung unter den phönizischen Handelsstädten innegehabt habe[5]. Aber auch dies führt uns nicht weiter als in das 11. Jahrhundert zurück. Kadmos wird bei Eratosthenes auf 1313 v. Chr. angesetzt.

---

1 [Sethe, Sinaischrift S. 465ff., ders., Wiss. Bedeutung S. 40f., vgl. v. Bissing im Handbuch der Archäologie S. 164, Anm. 6.]

2 Larfeld, Handbuch der griechischen Epigraphik Bd. 1 (1907) S. 341, [Jensen, Schrift (2. Aufl.) S. 319, Rehm im Handbuch der Archäologie S. 193ff., Diringer, Alfabeto S. 351ff., Bauer, Ursprung des Alphabets S. 44, Anm. 1].

3 Zeitschrift für Buchwesen und Schrifttum 1918, S. 1.

4 B. L. Ullman, The origin and development of the Alphabet (American Journal of Archaeology Bd. 31 (1927) S. 311ff.) S. 327.

5 Ullman, ibd. S. 326.

Die Übernahme des Alphabets durch die Griechen scheint zuerst in Kleinasien, und zwar bei den Ioniern erfolgt zu sein. Von ihnen wird überliefert, daß sie in Ermangelung des Papyrus auf Schafhäute (*διφθέραι*) geschrieben hätten. Mit den Buchstaben wird auch ihre bei den Phöniziern eingebürgerte Ordnung zusammen mit den Namen der Buchstaben übernommen, das deutlichste Zeugnis für den semitischen Ursprung des griechischen Alphabets. Den Namen wurde hierbei, soweit sie auf Konsonanten endeten, die griechische Endung der Wörter *γράμμα* „Buchstabe" und *σῆμα* „Zeichen" — *Ἄλφα, Βῆτα* — angehängt. Auch die Richtung der Schrift blieb zunächst noch die alte. Nachdem man vorübergehend mit Abwechslung der Richtung, wie der Bauer beim Pflügen die Furchen zog (*bustrophedon*), geschrieben hatte, wird sie erst im 5. Jahrhundert endgültig gegen die praktischere von links nach rechts vertauscht, in der wir heute noch schreiben. Dabei mußten die Schriftbilder umgedreht werden, soweit sie nicht wie *M*, *I* und *O* symmetrisch waren. Erst damit erhielten die Buchstaben wie *B*, *K*, *N* und *Z* die Gestalt, die ihren heutigen Formen zugrunde liegt. Sie ist das Spiegelbild ihrer einstigen Gestalt. Die Zeichenformen selbst wurden zunächst unverändert übernommen, so wie sie die Semiten gebrauchten. Die Griechen gestalteten sie jedoch allmählich mit dem ihnen eigenen Sinn für schöne Harmonie meist mit ganz geringfügigen Abänderungen der Gestalt oder Stellung namentlich im Sinne besserer Symmetrie zu den schlichten, geometrischen, monumental wirkenden Formen um, welche die großen lateinischen Buchstaben in der Denkmals- und Druckschrift noch heute zeigen. An Klarheit und Unterscheidbarkeit werden sie durch keine Schrift der Welt übertroffen. Um den Fortschritt vom Phönizischen zum Griechischen und Lateinischen zu ermessen, vergleiche man *ABΓΔ* mit 𐤀𐤁𐤂𐤃[1].

Sogleich bei der Übernahme des Alphabets führten die Griechen eine wichtige Neuerung ein, indem sie die Vokale bezeichneten, die sie bei der Natur ihrer Sprache nicht wohl entbehren konnten[2]. Sie nahmen dazu als Zeichen für *i* und *u* die semitischen Zeichen für *j* und *w*, die ja auch von den Semiten selbst später ebenso gebraucht wurden, für die anderen Vokale aber die Zeichen für Hauch- und Kehllaute, die in der griechischen Sprache unbekannt waren. Dabei bewerteten sie diese Zeichen nach demselben Grundsatze der Akrophonie, auf dem die Bewertung der phönizischen Buchstaben beruht. Sie gebrauchten das verfügbare semitische Zeichen für den Laut, mit dem der Buchstabenname für das griechische Ohr anzufangen schien. Da das griechische Ohr die betreffenden Hauch- und Kehllaute nicht wahrnahm, war dies eben der darauffolgende Vokal. So verwandte man das *'Aleph* für *a*, das *He* — mit weichem *h* — für *e*, das *'Ajin* — das man wohl *'Ojin* gesprochen haben muß — für *o*[3] und späterhin auch das *Ḥeth*, das man zunächst noch konsonantisch für *h* gebraucht hatte, für *ē* (*ä*), nachdem das *h* im Ionischen geschwunden war. Andererseits führte die griechische Schrift für einige häufige Lautverbindungen aus einfachen Elementen bestehende Zusatzbuchstaben für *ph Φ*, für *kh X*, für *ps Ψ* und für *ks Ξ* ein, über deren Ursprung viel gestritten worden ist[4].

---

1 [vgl. Rehm im Handbuch S. 216ff.] 2 [Jensen, S. 320, Rehm, S. 192, vgl. auch die von Bauer, Der Ursprung des Alphabets S. 41 erwähnte Verwendung von H und 'Ajin in der Keilschrift von Ras Schamra.]

3 J. Fr. Prätorius, Zum semitisch-griechischen Alphabet (ZDMG Bd. 62 (1908) S. 284.

4 B. L. Ullman, The added letters of the Greek alphabet (Classical Philology Bd. 22 (1927) S. 136ff. [Zur Literatur über die Zusatzbuchstaben und ihre Bedeutung für die Frühgeschichte der griechischen Schrift s. Rehm im Handbuch der Archäologie S. 199ff., Jensen, Schrift (2. Aufl.) S. 321ff., Diringer, Alfabeto, S. 357ff.]

Ein Zweig der westgriechischen Form des Alphabets aus Chalkis auf Euböa, in dem jene Umwertung des *H* (*Heth*) noch nicht erfolgt war, kam über die chalkidische Kolonie Kyme (Cumae) nach Italien, und zwar dort zunächst zu den Etruskern[1]. Von diesen gelangte es — wie es die Namen der lateinischen Buchstaben zeigen — zu den Römern und liegt dem lateinischen Alphabet zugrunde. Dieses hat das ursprünglich dem griechischen *g* entsprechende Zeichen *C*[2] später für *k* an Stelle des außer Gebrauch gesetzten *K* verwandt und für das *g* durch Differenzierung des alten Zeichens *c* ein neues Zeichen *G* geschaffen, das die Stelle des nicht gebrauchten *Z* einnahm. Ähnlich hat es das *r*, welchem das *p* zu ähnlich geworden war, durch Anfügung eines Striches davon unterschieden (*R*). Die im Griechischen außer Gebrauch gekommenen Buchstaben Wau und Koppa hat es für *f* und *q* gebraucht. Für *w* und *j* hat es die Zeichen, die im Griechischen die entsprechenden Vokale *u* (griechisch *Y*) und *i* (Jota) bezeichneten, mitverwandt und sie damit zu ihrem ursprünglichen phönizischen Gebrauch zurückgeführt. Das *u* hat hierbei in der lateinischen Umgestaltung *V* den alten phönizischen Namen *Wau* (*Wâw*) bekommen — unser *Vau* —, den die Griechen nur für das konsonantische *w* gebraucht hatten, das sogenannte *Digamma*, das dem lateinischen *F* zugrunde liegt. Ausschließlich für den Gebrauch in griechischen Lehnwörtern, die mehr und mehr in die lateinische Sprache einströmten, sind schließlich *Y* und *Z* erst im letzten Jahrhundert v. Chr. am Ende des Alphabets zugefügt worden, obwohl das eigentliche Äquivalent des griechischen *Y* bereits im *V* an seiner richtigen Stelle im Alphabet vertreten war. Im Mittelalter sind dann schließlich durch Differenzierung des *I* und des *V*, die ursprünglich *i* und *j*, *u* und *w* bezeichneten, noch die Buchstaben *J* für das konsonantische *Jod* (im 15. Jahrhundert) und *U* für das vokalische *u* hinzugekommen (im 10. Jahrhundert), so daß nun das I nur noch das *i*, das *V* nur noch das *w* bezeichnete. Endlich erscheint seit dem 11. Jahrhundert als jüngster der lateinischen Buchstaben noch das *W*, das doppelte *V*[3]. So hat das lateinische Alphabet sich nach und nach zu dem Buchstabenbestand herausgebildet, in dem wir es noch heute gebrauchen.

Die lateinischen Buchstabenformen unterscheiden sich von den ihnen zugrunde liegenden griechischen Zeichen nur in wenigen Fällen, in denen das lateinische eine Rundung an die Stelle einer älteren eckigen Form gesetzt hat (vgl. *C* mit *Γ*, *D* mit *Δ*, *S* mit *Σ*, *P* mit *Π*, ähnlich auch *E*, *U* und *J*) oder andere geringfügige Abänderungen vorgenommen hat (an *L*, *V* und *R*). Im übrigen stimmen die Formen mit den griechischen noch völlig überein. Diese Schriftformen gebrauchten die älteren Inschriften der Römer durchweg, im Innern der Wörter wie an ihrem Anfang. Heute werden sie zur Schreibung ganzer Lautzusammenhänge nur noch in Inschriften und im Buchdruck in monumentalen Überschriften als Denkmalsschrift gebraucht, die ja überall die Neigung hat, die ältere Schriftgestalt zu bewahren, während sich die wirklich geschriebene Schrift im praktischen Leben stark umgestaltet. Wir haben dies ja schon an den Hieroglyphen der alten Ägypter beobachten können. Sonst dienen die alten lateinischen Buchstabenformen und die ihnen entsprechenden Formen der Schreibschrift oder Kursive heute im praktischen Leben nur noch als sogenannte „große Buchstaben" (Majuskeln, Unziale) zur Auszeichnung der Wortanfänge, also sozusagen als Initialen, und zwar ist bei den meisten europäischen Völkern diese Auszeichnung — von Ausnahmen wie französisch *Vous*, *Sire*, *Dieu*, englisch *Sir*,

1 [Jensen, S. 354ff., Rehm, S. 206ff., Diringer, S. 371ff.] 2 Vgl. die Abkürzungen *C.* und *Cn.* für die Vornamen *Gaius* und *Gnæus* [Jensen, S. 364]. 3 [Jensen, S. 375.]

Lord, I abgesehen — nur am Anfang der Sätze und für Eigennamen üblich. Im Deutschen werden seit dem 16./17. Jahrhundert auch alle Hauptworte „groß" geschrieben. Diese Sitte gewährt dem Lesenden eine nicht zu unterschätzende Hilfe. Wenn man trotzdem bei uns immer wieder auf den Gedanken kommt, sie zu beseitigen, so geschieht dies dem Schreibenden und vor allem dem, der Schreiben lernt, zu Gefallen. Solange man aber am Gebrauch der großen Buchstaben am Satzanfang festhält — und das wird im Interesse der Lesbarkeit so bleiben müssen —, wird dem Schreibenden keine große Erleichterung geschaffen, wohl aber dem Schriftbilde einer seiner schönsten Reize genommen.

Die eigentliche Lateinschrift wird für uns heute durch die sogenannten „kleinen Buchstaben" (Minuskeln) gebildet. Sie sind über die sogenannte Halbunziale der späteren römischen Kaiserzeit aus den älteren lateinischen Buchstabenformen, den Majuskeln, hervorgegangen. Seit der Zeit der Karolinger haben sie sich über das ganze Abendland verbreitet und die verschiedenen nationalen Sonderformen der alten lateinischen Schrift verdrängt. Ihre wesentliche Eigentümlichkeit liegt darin, daß in ihr der eigentliche Körper der alten lateinischen Buchstaben stark zusammengedrückt erscheint und eine Reihe von Buchstaben — sei es unter Verkümmerung eines Teiles (*h*, *b*), sei es unter Streckung eines Teiles (*q*, *g*, *d*) — eine Ober- und Unterlänge entwickelt haben. Die Schrift erfordert so nun ein Vierlinienschema, wie es unsere Schulkinder benutzen, statt des Zweilinienschemas — mit Grund- und Oberlinie — der alten lateinischen und griechischen Schrift. Diese Veränderungen in den Zeichenformen sind aus dem überall in der Schriftentwicklung zu beobachtenden Bestreben hervorgegangen, die Schriftzeichen möglichst in einem Zuge ohne Absetzen der Feder zu schreiben.

Seit den Zeiten der Renaissance, die geflissentlich auf das Alte oder scheinbar Alte zurückgriff, gebrauchen die romanischen, die angelsächsischen, die anderen germanischen und die slawischen Völker, soweit sie römisch-katholischen Glaubens sind[1], ausschließlich diese Buchstabenformen, die alten Majuskeln der lateinischen Schrift und die aus ihnen hervorgegangenen Minuskeln, die wir zusammen als „Antiqua", die „alte" Schrift bezeichnen. Bei uns in Deutschland steht daneben als eine besondere nationale Eigenart die eigentümliche stilistische Umgestaltung der alten Lateinschrift, die wir als deutsche Druckschrift oder als gothische Schrift bezeichnen. Gegenüber der Antiqua wird sie um ihrer Gestalt willen auch mit dem lateinischen Namen Fraktur belegt. Die in einem Zuge verlaufenden runden Linien der alten lateinischen Buchstaben — und zwar der Majuskeln wie der Minuskeln — sind darin „gebrochen" oder zu eckig zusammengesetzten Strichen geknickt. Dazu haben manche Buchstaben Zierstriche, Zierschleifen und Zierschnörkel erhalten[2]. Die Fraktur ist so ihrem ganzen Wesen nach zunächst eine Zierschrift, die ursprünglich keineswegs auf Deutschland und die deutsche Sprache beschränkt war. Seit dem 12. Jahrhundert wurde sie bei allen Völkern des Abendlandes statt der karolingischen Minuskel Mode und damals auch in Deutschland ebenso für die lateinische wie für die deutsche Sprache gebraucht. Während nun die anderen Völker seit der Renaissance von dieser Schriftart wieder zurückgekommen sind und auf die alte, ungebrochene Minuskel, die man damals für antik, das heißt für die Schrift des klassischen Römertums hielt, zurück-

1 Die griechisch-katholischen gebrauchen die aus der griechischen Schrift direkt hervorgegangene kyrillische Schrift.

2 Eine eigentümliche Verlegung des Linienverlaufes ist beim ℭ festzustellen.

gegriffen haben, hat sich bei uns die Fraktur im Buchdruck als besondere Schrift erhalten[1]. Sie ist aber auch bei den anderen Völkern, die sich ihrer im allgemeinen nicht mehr bedienen, als Zierschrift, zum Beispiel in den Titelköpfen der Zeitungen, noch in Gebrauch. Schon dieser Umstand zeigt, daß die Einheit der Fraktur mit der Antiqua immer noch empfunden wird, und daß die oft gehörte Forderung, wir Deutschen sollten unsere nationale Schrift wenigstens in Büchern aus internationalen Rücksichten aufgeben, unberechtigt ist. Der Ausländer gewöhnt sich ebenso schnell an die deutschen Druckschriftformen wie das deutsche Schulkind an die lateinischen. Das deutsche Kind hat zudem die deutsche Schreibschrift zu erlernen. Diese Schreibschrift hat sich seit dem späten Mittelalter aus der lateinischen Minuskel entwickelt, und zwar gehen auf sie nicht nur ihre kleinen Buchstaben, sondern sichtlich auch ihre großen Buchstaben zurück.

Unsere heutige Schreibweise unterscheidet sich von der des Altertums und der des frühen Mittelalters recht wesentlich in zwei Punkten, die, rein äußerlich betrachtet, einander gerade entgegengesetzt scheinen, innerlich aber eng miteinander zusammenhängen, nämlich auf der einen Seite in der regelmäßigen Trennung der Wörter und auf der anderen Seite in der Verbindung der zu einem Worte gehörenden Buchstaben. Beides erleichtert das Lesen ganz außerordentlich. Die Worttrennung, wie wir sie üben, ist den älteren Kulturvölkern des Orients wie den Ägyptern und den Babyloniern, welche aus der Begriffsbilderschrift unmittelbar hervorgegangene Schriften gebrauchten, wie aber auch den Hethitern und selbst den Persern völlig unbekannt geblieben[2]. Zwar boten im Ägyptischen zum Beispiel die am Ende der Worte stehenden Deutzeichen und in der ältesten Zeit auch die Gruppierung der Schriftzeichen in der Kolumne dem kundigen Leser einen gewissen Anhalt, um zu erkennen, was zu dem einzelnen Worte gehörte. Doch tritt eine äußerliche auch dem Unkundigen sofort in die Augen fallende Worttrennung erst bei der als Silbenschrift anzusprechenden Schrift des Diskos von Phaistos auf. Ebenso trennen gerade die ältesten kana'anäischen Inschriften die mit Buchstaben geschriebenen Worte regelmäßig durch Punkte, wie das auch später die Griechen und die Römer[3] in ihren Staatsinschriften nicht selten getan haben. Dasselbe ist im Codex Augiensis im Trinity College zu Cambridge aus dem 9. Jahrhundert[4] anzutreffen — vielleicht erst sekundär durch einen Benutzer zugefügt — und auch im Mittelalter noch in den Vergilhandschriften der Fall, während andere kostbare Handschriften — wie der Codex aureus in Trier[5] aus dem 8. Jahrhundert und das Bamberger Psalterium von 909[6] — auch schon die Trennung durch freie Zwischenräume, wie wir sie üben, aufweisen. Allen diesen Fällen von Worttrennung steht aber die große Masse der Texte ohne jede

---

1 [Hierzu zuletzt A. Hessel, Die Schrift der Reichskanzlei seit dem Interregnum und die Entstehung der Fraktur. Nachr. Gött. Ges. phil.-hist. Kl. Fachgr. II N. F. Bd. II, 3 (1937).]

2 [Über Worttrennung in der Keilschrift s. v. Bissing im Handbuch der Archäologie S. 153, in der kretischen Bilderschrift ibd. S. 155, in der hethitischen Bilderschrift ibd. S. 159, in kana'anäischen und aramäischen Inschriften ibd. S. 165, in der äthiopischen Schrift ibd. S. 165.]

3 [Auch in einem Gedicht über die Schlacht von Actium auf einem Papyrusfragment aus Herculanum (Franz Steffens, Lateinische Paläographie (2. Aufl.) 1929, Taf. 3) und im Claudius-Papyrus (um 50 n. Chr.) aus Ägypten (ibd. Taf. 4).]

4 [Abb. bei H. J. Vogels, Codicum Novi Testamenti Specimina (Bonn 1929) Taf. 23.]

5 [Die Trierer Ada-Handschrift (herausgegeben von K. Menzel, P. Corssen u. a., Leipzig 1889).]

6 [Psalterium quadrupartitum (zwei Abb. bei A. Chrousts, Monumentá Palaeographica Bd. 2, 16, Taf. 3, 4).]

Worttrennung gegenüber. In ihnen wird ebenso wie in den altägyptischen und babylonischen Inschriften Wort für Wort ohne Zwischenraum hintereinander geschrieben, so sehr dies auch das Lesen erschwert. Nicht einmal die Sätze werden regelmäßig voneinander geschieden, wenn man auch wohl größere Abschnitte durch rote Schrift (Rubren), Absetzen der Zeile oder auch durch besondere Zeichen (Paragraphen) markiert und in Dichtungen die Verse durch Interpunktionszeichen (rote Punkte über die Zeile) abteilt.

Die Worttrennung, deren Nutzen doch — wie es die erwähnten Beispiele der Meschainschrift und des Diskos von Phaistos zeigen — schon um das Jahr 1000 v. Chr. erkannt gewesen sein muß, hat anscheinend bei den Menschen nicht die Einschätzung erfahren, die sie nach unserer Meinung verdient. Es will uns, denen die Sitte die Worte zu trennen in Fleisch und Blut übergegangen ist, scheinen, als ob die alten Schreiber zu wenig an den Leser gedacht haben, als sie die Worttrennung so sehr außer acht ließen. Sie ist erst im Laufe des Mittelalters spätestens seit dem 14. Jahrhundert, mehr als 2000 Jahre nach dem ersten Auftreten der Buchstabenschrift bei den Phöniziern und über zweieinhalb Jahrtausende nach ihrer Erfindung allgemeiner üblich geworden. Die Erfindung der Buchdruckerkunst scheint diese nützliche Sitte stark gefördert zu haben. Sie wird wenigstens in den Drucken allgemein befolgt.

Die Verbindung der zu einem Worte gehörenden Buchstaben möglichst zu einem Schriftzuge, wie wir sie in unserer Schreibschrift üben, ist ihrerseits augenscheinlich eine Folge der regelmäßigen Worttrennung gewesen. Sie tritt in deutschen Schriftstücken als allgemeine Regel seit dem 15. Jahrhundert auf und hat ihre Vorläuferin in der engen Aneinanderdrängung, in der die noch unverbundenen Minuskelbuchstaben sozusagen Ellbogen an Ellbogen in den Handschriften des Mittelalters nebeneinanderstehen, eine Gewohnheit, die auch in der Folgezeit noch lange in den Drucken üblich bleibt. Auch die Verbindung der Buchstaben eines Wortes zu einem graphisch zusammenhängenden Wortbilde ist dem Altertum wie dem frühen Mittelalter völlig fremd gewesen. Man hatte wohl für einzelne, besonders häufig vorkommende Zeichenkombinationen besondere Zeichenverbindungen, sogenannte Ligaturen. Gelegentlich schreiben auch wohl einzelne Urkundenschriften ein oder mehrere Worte oder auch das Ende des einen und den Anfang des nächsten in einem Zuge, indem sie die Zeichen durch Bogen und Schleifen miteinander verbinden. Aber allgemein geregelt und auf die Zusammenfassung des einzelnen Wortes abgesehen, um es gegen andere Wörter abzugrenzen, ist dies nicht. Im Gegenteil wird bei dieser Verwendung von Zeichenverbindungen oft gerade inmitten des Wortes, das mit dem vorhergehenden zusammengeschrieben ist, abgesetzt, so daß es wie durch eine Zäsur geteilt erscheint. Im allgemeinen steht noch bis in das Mittelalter jedes einzelne Zeichen für sich wie in der alten Bilderschrift, und wie es in der Druckschrift, hier aus guten Gründen, bis auf unsere Tage Brauch geblieben ist.

Das Bestreben, die Teile eines Buchstabens in einem Zuge zu schreiben, hatte zur Umgestaltung der lateinischen Majuskeln geführt. Die Sitte, die Schriftzeichen zu verbinden und so ein und dasselbe Wort möglichst in einem Zuge zu schreiben, hat auch wieder auf die Gestaltung der Buchstaben selbst Einfluß gehabt. Die Haarstriche der kleinen (lateinischen wie deutschen) Buchstaben, die sie heute am Anfang und am Ende zeigen, sind lediglich infolge dieser Zeichenverbindung — zum Teil aus bereits vorhandenen Anlagen — entwickelt worden. Ebenso sind die vielfach damit verbundenen Schleifen und Ösen, wie sie das *h* oben, das *g* unten, das *l* oben und hinten zeigen, lediglich eine Folge der Zeichenverbindung gewesen. Anstriche und Schleifen

sind beides die typischen Verbindungselemente, die wir auch bei den Ligaturen der Schriften des Mittelalters in Erscheinung treten sehen. Wenn der Buchstabe unverbunden dasteht, sind sie eigentlich zwecklos. Es scheint übrigens, als ob die deutsche Schreibschrift, die sich seit dem späten Mittelalter aus der lateinischen Minuskel abgezweigt hat (S. 63), bei ihrer Gestaltung schon ganz allgemein unter dem Einfluß der Zeichenverbindung gestanden hat. Denn sie vermeidet vielfach planmäßig das Absetzen der Schreibfeder, wo dies in der lateinischen Schrift noch nötig war[1]. Die deutsche Schreibschrift hat auf diese Weise etwas Flüssigeres als die lateinische Minuskel trotz der spitzen Ecken, die sie an Stelle der Minuskelendungen zeigt. Diese mit der Trennung der Worte und der Verbindung ihrer Bestandteile zu einem geschlossenen Wortbilde zusammenhängenden Veränderungen sind die letzten großen und wesentlichen Wandlungen, die unsere Schrift bisher in ihrer Entwicklung durchgemacht hat.

7. Zusammenfassung

Wir stehen am Ende unserer Betrachtungen. Es bleibt uns nunmehr nur noch, kurz ihr Ergebnis zusammenzufassen und die Hauptpunkte des Entwicklungsganges der menschlichen Schrift, wie wir ihn verfolgt haben, noch einmal vor unserem Auge vorüberziehen zu lassen. Der Weg, den die Entwicklung der Schrift zurückgelegt hat bis zur Ausbildung der Form, in der wir sie heute im Alphabet gebrauchen, verläuft auf einer geraden Linie. Sie führt vom unendlich Vielseitigen und Komplizierten zum unendlich Einfachen. Das, was man in der Natur das Prinzip des geringsten Kraftaufwandes nennt, ist hierbei das Treibende gewesen. Die Kraftersparung für den Lesenden wie für den Schreibenden aber war das Ziel, das diese Entwicklung unverrückbar verfolgte. Sie hat es — das wird man doch wohl sagen dürfen — auch erreicht. Man könnte vielleicht die Stenographie als eine in dieser Hinsicht noch höher stehende Weiterbildung der Schrift ansehen wollen. Dagegen ist zu sagen, daß sich in der Stenographie weniger das Bedürfnis nach noch größerer Vereinfachung als nach Beschleunigung des Schreibens geltend macht, und daß sie auf den Leser keine Rücksicht nimmt. Bei einer wirklich brauchbaren Schrift wird aber die Rücksicht auf den Leser stets über der auf den Schreiber stehen müssen, wenn sie den eigentlichen Zweck der Schrift, die Übermittlung des Gedankens durch das Auge, erfüllen soll. Diese Bedingung erfüllt die Stenographie bis jetzt nicht. So wie sie heute geartet ist, wird sie es gewiß nie zu einer richtigen Gemeinschrift, zu einer Leseschrift bringen.

Man kann den ganzen Entwicklungsprozeß der Schrift vom Bilde bis zum Buchstaben auch mit einem naturwissenschaftlichen Bilde veranschaulichen: es ist die allmähliche Atomisierung des Gedankens, die hier vom Gedanken 1. zum Ausdruck in einem Gemälde, 2. zum Begriff oder Wort, 3. zur Silbe, 4. zum Einzellaut, dem Buchstaben vor sich geht. Weiter ist der Gedanke nicht mehr zerlegbar. Wir stehen also mit der Buchstabenschrift am Ende der Entwicklung dessen, was man die innere Form der Schrift genannt hat. Aus der ursprünglichen Verwendung des Bildes zur Verständigung, wie sie sich bei primitiven Völkern beobachten

1 [Vgl. auch K. Löffler, Zur Naturgeschichte unserer Buchstaben (Zeitschrift für Buchkunde Bd. 2 (1925), S. 3—19).]

ließ, ging die Bilderschrift hervor. In ihr war jeder einzelne Begriff durch sein eigenes Bild dargestellt. So wurden zunächst nur Gedanken nicht Worte ausgedrückt. Durch die Verbindung der Bilder mit ihren sprachlichen Bezeichnungen, den Worten, verwandelte sich diese Begriffsbilderschrift innerlich früh wie von selbst in eine lautliche Schrift. Sie fand alsbald durch die rebusartige Übertragung der zu Wortbildern gewordenen Begriffszeichen auf andere Sprachgebilde ein Mittel, den Bestand der Zeichen bedeutend einzuschränken und auch solche Worte zu schreiben, die selbst nicht unmittelbar im Bilde darzustellen wären. Damit war die Bilderschrift auch äußerlich zu einer Lautschrift, die von der Bildbedeutung der Zeichen absah, umgewandelt.

Eine solche phonetisierende Bilderschrift war auch die Schrift der alten Ägypter. Infolge der eigentümlichen Arbeitsteilung zwischen Vokal und Konsonanten, die in der ägyptischen Sprache herrschte, konnte diese Schrift jedoch nur das Konsonantengerippe der Wörter lautlich schreiben. Andere Völker, bei denen Vokal und Konsonant nicht derart in ihren Funktionen geschieden waren, kamen bei der Phonetisierung ihrer Bilderschrift auf die Silbenschrift. Sie mußte, da sie auch die Vokale mitbezeichnete, zunächst der Konsonantenschrift der Ägypter überlegen sein. Durch den glücklichen Umstand jedoch, daß es im Ägyptischen schon frühzeitig auch solche Wörter gab, die nur noch einen Konsonanten besaßen, kam die ägyptische Schrift bei der lautlichen Übertragung ganz von selbst und ohne weiteres auch in den Besitz einkonsonantischer Zeichen. Damit war der Buchstabe erfunden. Auf diese anscheinend nur einmal gemachte Erfindung konnten die anderen Völker mit ihren Silbenschriften nicht kommen, da eine Zerlegung der Silben in ihre einzelnen Laute keineswegs etwas Natürliches ist. Die ungeheure Bedeutung dieser Erfindung scheint den Ägyptern selbst gar nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein. Mit ihr gewann jedoch der ägyptische Ast am Baume der menschlichen Schrift — wenn wir uns noch einmal des eingangs gebrauchten Bildes bedienen — einen solchen Vorsprung vor seinen Bruderästen, daß er mit seinen überall hinschießenden Zweigen sie fast völlig erstickt und überwuchert hat. Von den ephemeren Schößlingen der hethitischen, kretischen und der zyprischen Schrift, die sämtlich der griechischen Schrift erlegen sind, zu schweigen, sind ihm keiner seiner beiden Bruderäste, weder der babylonische noch der chinesische, mit ihren spärlichen Trieben, den sekundären Silbenschriften der alten Perser und der Japaner, gewachsen.

Von den Ägyptern lernten Semiten kana'anäischen Stammes, die sich zeitweilig in Ägypten aufgehalten hatten, in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. diese Erfindung kennen. Sie schufen sich nach dem Muster der ägyptischen Hieroglyphenschrift eine eigene reine Buchstabenschrift, die gleichfalls nur Konsonanten bezeichnete. So unpraktisch das war, konnte man sich zur Not damit begnügen, da die semitischen Sprachen dem Vokal dieselbe dienende Rolle zuerteilen wie das Ägyptische. Diese reinkonsonantische Buchstabenschrift der kana'anäischen Semiten tritt uns in ihrer ältesten, dem Ägyptischen noch ganz nahestehenden Form in den Funden auf der Sinaihalbinsel entgegen. Von dort aus scheint sie sich allmählich nach Norden und nach Süden verbreitet zu haben. Spätestens im 10. Jahrhundert ist sie durch Vermittlung eines der kana'anäischen Völker, der Phönizier zu den Griechen gelangt. Diese haben dann die letzten ihr noch anhaftenden Mängel beseitigt, indem sie sogleich die Bezeichnung der Vokale einführten und später auch die nach ägyptischem Muster von rechts nach links geschriebene Schrift umdrehten, so daß sie ihre jetzt noch herrschende Richtung erhielt.

Die Ägypter sind aber nicht nur die Erfinder der Buchstaben gewesen und deshalb letzten Endes die Väter unserer Schrift. Auch das Schreibmaterial haben wir von ihnen bekommen. Der Papyrus kam von ihnen zu den Phöniziern, von diesen zu den Griechen, und zwar über die berühmte phönizische Hafenstadt Byblos, deren Bedeutung für die älteren Zeiten ganz neuerdings durch die Ausgrabungsfunde an Ort und Stelle in das hellste Licht gerückt ist. Nach dieser Stadt nannten die Griechen den Stoff zunächst selbst auch *βύβλος*, wovon dann auch das Buch seinen Namen *βίβλος* erhielt, der in unserer „Bibel" und in den „Bibliotheken", vielleicht auch noch in der „Fibel" unserer Kinder fortlebt. Später nannte man ihn mit dem Namen, der auf unser „Papier" übergegangen ist, *πάπυρος* und schließlich *χάρτης* (*charta*), das gleichfalls in unserer „Karte" weiterlebt.

Nachwort

Von Siegfried Schott

Aus dem reichen Lebenswerk Kurt Sethes gelangt hier eine Vorlesung zum Abdruck, die sich in seinem dem jetzigen Herausgeber dieser Reihe anvertrauten Nachlaß fand. Sie ist in Sethes klarer Schrift auf zweihundert lose Blätter geschrieben. Die Blätter selbst sind häufig — nach dem Inhalt zu urteilen auch noch vor nicht allzulanger Zeit — neu zusammengestellt. An verschiedenen Stellen des Manuskriptes finden sich Einlagen mit Bemerkungen zu Gegenständen, die Sethe in seiner Vorlesung zunächst nicht berücksichtigt hatte, wie zur Schrift der Maya und zur Runenschrift, oder Auszüge aus der jüngeren Literatur. An den Rändern und auf Rückseiten sind neben Anmerkungen häufig Skizzen zu den gezeigten Lichtbildern mit Stichworten für ihre Erklärung eingezeichnet und aufgeklebt. Das Ganze gibt so ein frisches und lebendiges Bild von Sethes sorgfältiger, rastloser und umsichtiger Arbeitsweise, deren Spuren er in seinen Veröffentlichungen meisterhaft zu tilgen verstand. Mit dem Druck dieser Arbeit wird zunächst einer Dankespflicht gegenüber dem verstorbenen Lehrer und Freund genügt. Daß darüber hinaus ein zwar nicht abschließender, aber doch weitreichender Beitrag unserer Fachwissenschaft zur Klärung der Geschichte der Schrift erscheinen kann, wird jedem gegenwärtig sein, der die Herausarbeitung seiner Grundlagen verfolgen durfte. Sethe hat sich hierbei mit der ihm eigenen nüchternen Leidenschaft für die Auswertung des Befundes eingesetzt, den das Auftauchen einer neuen Schrift am Rande Ägyptens ergab. Er durfte sich dazu wie kaum ein anderer berufen fühlen. Schien doch diese Schrift geradezu das Bild zu vervollständigen, welches ihm allmählich an der ägyptischen Schrift über die Entwicklung der Schrift überhaupt erwachsen war. Ihr galt — wie dies W. Wolf bei der Herausgabe eines nachgelassenen Vortrages[1] bemerkte — seine „ganz besondere Liebe." In der Arbeitsfülle, die ihm der Kommentar der Pyramidentexte[2] und eine Reihe von Abhandlungen und Aufsätzen brachte, ruhte er nicht bei seinem Versuch, den Rahmen zu sichern, in den er das neuentdeckte Alphabet in Bildern gestellt sah.

Man fragt sich, warum Sethe das fast abgeschlossen vorliegende Manuskript längst nicht selbst dem Druck übergeben hat. Die Beschäftigung mit dem Gegenstand der Vorlesungen reicht weit zurück. Die beiden Arbeiten „Der Ursprung des Alphabets" (s. S. 56, Anm. 3) und „Die neuentdeckte Sinaischrift und die Entstehung der semitischen Schrift" (s. S. 57, Anm. 4), die ihren Grundstock abgegeben haben, sind 1916 und 1917 erschienen. In seinem Dezember 1925 in der Vorderasiatischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag „Die wissenschaftliche Bedeutung der Petrieschen Sinaifunde und die angeblichen Moseszeugnisse" (S. 57, Anm. 1) erwähnt er (S. 35) Vorträge, die er „seit 1919 verschiedenenorts über unsern Gegenstand gehalten hat".

---

1 Kurt Sethe, Das hieroglyphische Schriftsystem (Leipziger Ägyptologische Studien Heft 3) S. 5.

2 s. die ausführliche Würdigung H. Grapow, Kurt Sethes Ausgabe der Pyramidentexte (ZDMG Bd. 91 (1937) S. 537 ff.).

Ein Vermerk zu Erklärungen chinesischer Schriftzeichen, die er Pastor Hartmann in Göttingen verdankt (S. 24, Anm. 2), zeigt, daß der Rahmen einer allgemeinen Schriftgeschichte, in den Sethe die Sinaifunde und die Herausbildung des Alphabets stellt, schon 1922 vorlag. Nach den auf der ersten Seite an den Rand geschriebenen Notizen hat er die „Entstehungsgeschichte der Schrift" dann im Wintersemester 1928/29 in Berlin gelesen und sie im folgenden Wintersemester und in den späteren Jahren noch zweimal mit zweijährigen Abständen (zuletzt also im Wintersemester 1933/34) wiederholt. Diese häufigen Wiederholungen in kurzen Abständen lassen die möglichen Ursachen eines Zögerns, die Vorlesung in Buchform herauszugeben, erkennen. Das Feld, welches sie umfaßt, ist so weitläufig, daß er nicht hoffen durfte, es mit einem Male zu durchmessen. Zudem kamen gerade auf dem Boden Syriens und Palästinas alljährlich neue und neuartige Funde zutage. Die Auseinandersetzung über ihren Wert war in Fluß. Sethe dürfte mit neuen Gesichtspunkten gerechnet und sich ohne ausreichende Klärung davor gescheut haben, die Grenzen seines engeren Fachgebietes zu überschreiten. Daß er bei den Wiederholungen der Vorlesung den Stoff neu durcharbeitete, zeigen die zahlreichen Einschübe und Verbesserungen des Manuskripts. So scheint die Stellungnahme zu der 1929 bekanntgewordenen Schrift von Ras Schamra (S. 46 und 52) 1931 erfolgt zu sein.

Die Herausgabe eines nachgelassenen Werkes — und in besonderer Weise einer Vorlesung — stößt auf eine Reihe kaum grundsätzlich zu lösender Fragen. Sethe hat an eine Veröffentlichung gedacht. Das Manuskript ist nirgends in Stichworten geschrieben und enthält an vielen Stellen schon die nötigen Verweise. Trotzdem so die Darstellung klar und übersichtlich verläuft, wird man doch häufig gewahr, daß sie so, wie sie niedergeschrieben und angewachsen ist, noch nicht für den Druck bestimmt war. Über vieles, was hier Sethe anscheinend ganz unbekümmert und als gesichert anführt, äußerte er sich in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen zurückhaltender. Wir verweisen hierfür auf eine Wendung des Vortrages, in dem er zu H. Grimmes Erklärungen der Sinaitexte Stellung nimmt. Er will dort einen Satz, der sich wörtlich S. 56 der Vorlesung wiederfindet, nicht „verschweigen", als ob hierzu eine Veranlassung vorliegen könnte, ja als ob seine Stellung günstiger bliebe, wenn er nicht gestände, daß auch er einem „suggestiven Gedanken", „keineswegs von vornherein ablehnend gegenüberstand oder steht." Doch dürfte es unmöglich sein, ohne Mißgriffe Streichungen vorzunehmen oder allzu bestimmte Äußerungen zu mildern. Wir haben es darum auch unterlassen. Ebenso scheuten wir uns davor, Lücken des Manuskripts — wie die vorgesehenen Beschreibungen der Schriftsysteme der Maya und des Industales[1] — durch ein zwar liebevolles aber notwendigerweise unvollkommenes Verfolgen der Absicht zu vervollständigen. Sethe selbst wäre seinem eigenen Manuskript gegenüber anders verfahren. Er hätte Teile, die gelegentlich aus Zeitmangel oder aus sachlichen Gründen schon in den Vorlesungen ausgefallen sind, gestrichen und Notizen ausgearbeitet, die nun unbeachtet bleiben. Die Richtung, in der Sethe hierbei fortgeschritten wäre, läßt sich verfolgen, wenn man die beiden Fassungen der Teile vergleicht, die er selbst noch zu einem Vortrag „Das hieroglyphische Schriftsystem" ausgearbeitet hat, der 1935 in den Leipziger Ägyptologischen Studien als drittes Heft erschienen ist. Wir sind dieser neuen Fassung nur in einem einzigen, sachlich begründeten Fall (S. 37f.) gefolgt. Wenn wir uns so aller sachlichen Eingriffe enthielten,

1 Sethe zeigte 1933 zur Maya-Schrift die von Jensen, Geschichte der Schrift S. 26 (2. Aufl. S. 124, Abb. 127) gegebene Abbildung, zur Schrift des Industales J. H. Breasted, The Oriental Institute (1933) S. 353.

schien es doch nicht im Sinne Sethes gehandelt zu sein, das Manuskript genau so, wie es heute vorliegt, zu veröffentlichen. Auch für die Vorlesungen hat es sicherlich nur einen zwar in sich vollständigen, aber schon vor den gezeigten Bildern verlassenen Behelf dargestellt. Mit den gelegentlich durch Zusätze seitenlang angewachsenen Sätzen konnte es nicht mehr vorgetragen werden.

Aus allen diesen Erwägungen heraus beschränken sich die Eingriffe in den Wortlaut des Manuskripts auf eine Herausarbeitung des Gedankenganges in kürzeren, übersehbaren Sätzen, wobei es uns darauf ankam, den Sinn der Ausführungen nicht nur aufs Genaueste zu wahren, sondern ihn auch so deutlich zu machen, daß er ungezwungen in Erscheinung tritt. Hierzu wurde Sethes eigener Wortlaut möglichst ohne Auslassung und Hinzufügung verwandt. Größere Teile der Vorlesung konnten auch so, wie sie vorlagen, übernommen werden. So werden hoffentlich gerade die Fachgenossen, die Sethes Lebensarbeit kennen und würdigen, feststellen können, daß hier noch einmal Sethe zu ihnen spricht in der ihm eigenen anschaulichen Sprache mit seiner Methodik, die es ihm ermöglichte, das ganze Licht der Beweisführung von langer Hand vorbereitet auf einen Punkt zu werfen in der ihm erwachsenen Mischung von Autorität und Wärme. Die Schreibung der Namen wurde möglichst vereinheitlicht und hierbei im allgemeinen zur Erleichterung des Nachschlagens die von H. Jensen in seiner „Schrift" (2. Aufl.) geübte Rechtschreibung verwandt. So setzten wir *Hiragana* an Stelle von *Hirokana* (S. 42), *Kharoṣṭhī* an Stelle von *Charosthi* (S. 45), *Tscherokesisch* an Stelle von *Cherokee-* (S. 43 u. a.), *Vai* an Stelle von *Vei* (S. 43) und ließen (S. 21) mit Jensen *Tarkumuwa* gegenüber dem *Tarkondemo* Diringers stehen. Bei der Wahl des beizugebenden Bildmaterials wurden aus der Fülle von Lichtbildern, die Sethe während seiner Vorlesungen zeigte, auch solche aus allgemein zugänglichen Werken übernommen, die — wie Beispiele der mexikanischen Bilderschrift (Abb. 12 ff.) — für die unmittelbare Veranschaulichung dienlich erscheinen. Jedoch wurde die Wiedergabe von Beispielen der Entwicklung unserer Schriftarten unterlassen, weil sie in ihren allgemeinen Zügen, wie sie hier zur Sprache kommen, im Typendruck gezeigt werden können. Wer sich eingehender unterrichten will, muß ohnehin zur einschlägigen Literatur greifen. In ähnlicher Weise wurde die Ergänzung der Anmerkungen gehandhabt. Die eingesetzten Hinweise wurden durch Klammern von den vorgefundenen aus der Hand Sethes — die wir überall ohne besondere Kennzeichnung ergänzten — unterschieden. Sie verweisen in der großen Mehrzahl auf die Bücher Jensens und Diringers zur Geschichte der Schrift und die Beiträge v. Bissings und Rehms zum Handbuch der Archäologie (S. 2, Anm. 1), die auch in besonderen Fragen vorzüglich weiterhelfen. Unter die Anmerkungen wurden Sethes Randvermerke aufgenommen, da sie zeigen, daß er selbst die die vorliegende Fassung noch nicht als endgültig empfand.

Eine Gliederung des Ganzen lag nur für die beiden ersten Abschnitte „Das Bild als Gedankenübermittler" und „Die ideographische Bilderschrift" vor. Für die Gliederung des Restes fand sich als einziger Hinweis Sethes Zusammenfassung am Schluß der Vorlesung, in der er den „Entwicklungsprozeß der Schrift vom Bilde bis zum Buchstaben" in vier Schritten erfolgt sieht (S. 66). Von ihnen entsprechen die beiden ersten den oben angeführten Titeln. Die beiden weiteren Schritte, der dritte vom Wort zur Silbe und der vierte von ihr zum Buchstaben, kommen jedoch in dieser Vereinfachung für die Gliederung des Folgenden nicht in Frage, da ja Sethe gerade nachzuweisen sucht, daß die Silbenschrift eine Sackgasse darstellt (S. 44, 52), aus der ein

unmittelbarer Übergang zur Buchstabenschrift nicht stattfinden kann[1]. Doch ergab sich die Wahl der meisten Abschnitte ganz zwanglos aus dem Aufbau des Ganzen, indem mit ihnen jeweils deutlich ein neuer Vorgang beginnt, so mit dem dritten, vierten und sechsten Kapitel. Einzig die Abgrenzung eines besonderen Kapitels aus dem vierten, das genau genommen noch unter dem leitenden Vorgang der Entwicklung zur reinen Lautschrift nun als fünftes Kapitel den Ursprung des Alphabets behandelt, bereitete Schwierigkeiten. Wir erhalten so einen Abschnitt, der sich fast ausschließlich mit dem „phönizischen" Alphabet und der Sinaischrift befaßt. Diese Einteilung hebt das Kernproblem der Setheschen Arbeit, die Stellung der Sinaischrift innerhalb einer Entwicklungsgeschichte unserer Schrift, als wesentliche Frage heraus und zeigt schon durch den Umfang, den sie dieser Frage beläßt, den Punkt, auf den Sethe Gewicht legte. Als Überschriften dieser Kapitel wurden möglichst Worte aus der Vorlesung gewählt, wobei darauf gesehen wurde, daß sie über den ganzen Abschnitt Geltung behielten. In einem wichen wir von der vorgefundenen Einteilung ab. Sethe hatte die ersten Seiten (bis zu „erwarten" auf S. 3) als Einleitung abgetrennt. Sein erstes Kapitel begann mit dem jetzt an das Vorangehende angeschlossenen folgenden Satz. Wir sahen uns dazu veranlaßt, da — wie man leicht feststellen kann — durch einen solchen Schnitt der laufende Gedankengang auch im Wortlaut unterbrochen wird. Zudem kann im Rahmen der Arbeit das ganze erste Kapitel als Einleitung angesehen werden. Es führt zu dem Punkte, an dem die Entwicklung der Schrift „vom Bilde zum Buchstaben" erst beginnt.

Seit der letzten Wiederholung der Vorlesung sind knapp fünf Jahre verstrichen. Bis dahin hat Sethe selbst die herauskommende Literatur verfolgt und sie, besonders im Zusammenhang mit dem Kernproblem vermerkt oder sogar schon verarbeitet. Die einschneidendste Veränderung die seitdem eingetreten ist, dürfen wir in dem Ausfall erkennen, den die Beurteilung aller neuen Funde durch den Verlust Sethes erlitten hat. Nur er hätte die in seiner Vorlesung herausgestellte Sicht von innen heraus weiterführen können. Jeder andere muß schwerer oder leichter dazu neigen, bei neuen Funden auch das ganze hier so fruchtbar entwickelte Bild in Frage zu stellen, während es Sethe vielleicht einseitig, aber sicherlich auch zum Nutzen einer schärferen Auseinandersetzung und schließlichen Klärung zunächst sehr gründlich erprobt hätte. Es fällt heute schwer sich vorzustellen, wie auf Sethe die Entdeckung der Sinaischrift gewirkt haben muß. Er hatte, wie er dies in der Vorlesung schildert, gerade seine Arbeit über den Ursprung des Alphabets abgeschlossen und darin ausgeführt, daß bei einer Wahl zwischen dem babylonischen und dem ägyptischen Schriftsystem nur das ägyptische als Vorbild und Vorläufer des phönizischen und damit aller Alphabete in Betracht käme. Er hatte schon damals den Hyksos die Mittlerrolle zugeschrieben, sie mit der „Stammessage" der Israeliten in Verbindung gebracht und „Ägypten bzw. dessen Grenzgebiete" als Entstehungsort der semitischen Schrift genannt[2]. Da erfolgte — fast gleichzeitig mit dem Erscheinen seiner Arbeit — die Veröffentlichung der 1906 gefundenen Sinaiinschriften (s. S. 57, Anm. 2) zusammen mit einem Aufsatz A. H. Gardiners (S. 57,

1 Diese Auffassung setzt voraus, daß sich Schriftsysteme auseinander entwickeln. Ein Schrifterfinder würde auch Silbenzeichen dem von ihm aufgestellten Schriftsystem entsprechend umwerten. Bei der Annahme einer „Entwicklung" läßt sich auf die griechisch-zyprische (S. 43f.) und die äthiopische Schrift (S. 44) verweisen, die auch als Silbenschriften durch Enttonung von Silben zur Konsonantenbezeichnung kommen.

2 Der Ursprung des Alphabets S. 137.

Anm. 3), in dem dieser Gelehrte aus den Inschriften heraus die entscheidenden Merkmale der neuen Schrift so vorsichtig abgewogen herausstellte, daß seine Beurteilung auch heute noch jeder Kritik standzuhalten scheint. In drei wesentlichen Punkten erfüllte die neue Schrift die von Sethe erschlossenen Bedingungen. Erstens erschien sie auf der Sinaihalbinsel, also gerade an dem geforderten Ort. Zweitens ist sie weder in Keilschrift noch mit den Buchstaben der phönizischen Schrift sondern mit erkennbaren Bildzeichen geschrieben. Drittens weist sie eine so geringe Anzahl von Zeichen auf, daß hier auch keine Silbenschrift, sondern nur eine Buchstabenschrift vorliegen konnte. Dies zusammen mußte für Sethe als schöne Bestätigung seiner Ansätze gelten. Er sah hier das „missing link", welches nun mit einem Male die große Entwicklungsreihe „vom Bilde zum Buchstaben" zusammenschloß.

Aber gerade der Umstand, daß Sethe schon vor dem Bekanntwerden der Sinaiinschriften seine Meinung über die Entstehung des Alphabets festgelegt und hierbei ein sehr bestimmtes Bild entwickelt hatte, dürfte ermöglicht haben, daß er an sie nicht völlig unvoreingenommen herantrat. Trotzdem er in seinem Vortrage „Die wissenschaftliche Bedeutung der Petrieschen Sinaifunde und die angeblichen Moseszeugnisse" (S. 57, Anm. 1) gegen Ergebnisse ähnlicher Gedankengänge entschieden Stellung nahm, ließ er in der Vorlesung den Abschnitt über die Begleitumstände, unter denen er die Schriftübernahme erfolgt glaubte, unverändert (s. S. 55 f.). Zwar können auch heute die Sinaiinschriften noch nicht als sicher gelesen gelten[1]. Doch hat die allgemeine den meisten Deutungsversuchen zugrunde liegende Annahme, daß sie von Bewohnern dieses Grenzgebietes selbst stammen, alle Wahrscheinlichkeit für sich. Wären die Hyksos als „Herrscher der Fremdländer" ihre Urheber, fänden sich derartige Inschriften auch in Ägypten und an anderen Stellen ihres freilich noch immer nicht abgrenzbaren Reiches (s. S. 56, Anm. 2). Es scheint vielmehr, daß hier halbseßhafte Nomaden, die ja auch heute wieder in den Grenzgebirgen Ägyptens sich als Minenarbeiter verdingen, am Beispiel der vorgefundenen ägyptischen Hieroglyphen eine Schrift erfunden haben, in der sie ihre Inschriften roh gestaltet und unbeholfen auf alten Denkmälern und auch sonst in Stein einmeißelten. Die Hyksos hätten als Erfinder eines hieroglyphischen Alphabets ihren Inschriften ein Gepräge gegeben, das einigermaßen dem Umfang ihrer Macht entsprach. Die „dürftigen, meist in traurigem Zustand erhaltenen Inschriften" — urteilte Sethe in dem obenerwähnten Vortrag (S. 27) — werden „wenn sie einmal wirklich enträtselt sein werden, gewiß nur sehr triviale, wenn auch wissenschaftlich nicht unwichtige Dinge enthüllen." Die Hyksos hätten einer von ihnen erfundenen Schrift innerhalb der Grenzen ihres Reiches Geltung verschaffen können. Die Schreibkünste von Beduinen und Minenarbeitern dürften kaum über den Bereich der Weideplätze ihrer Herden hinausgedrungen sein. Hier müßten andere Ereignisse, wie sie etwa die biblischen Geschichten schildern, hinzukommen. Anhaltspunkte hierfür haben die Inschriften, wie dies Sethe gegenüber dahinzielenden Versuchen feststellte[2], nicht erbracht. So wurden durch die Sinaischrift zwar Sethes Ansätze gerade in dem wesentlichen aufs schönste bestätigt. Doch trat die gesuchte Schrift in Inschriften auf,

1 s. v. Bissing im Handbuch der Archäologie S. 161, Anm. 4. Seitdem ist H. Grimme, Altsinaitische Forschungen (Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums Bd. 20 (1937) Heft 3) erschienen. Zu Grimmes früheren Arbeiten s. v. Bissing, ibd. S. 160. 2 Die wissenschaftliche Bedeutung der Petrieschen Sinaifunde S. 49ff.; Grimme hält im wesentlichen an seinen Deutungen fest und sieht in der Sinaischrift die nach dem „Austritt aus Ägypten" umgestaltete „Hyksosschrift" (Altsinaitische Forschungen S. 112ff.).

die hinsichtlich der Ausbreitung dieses Alphabets neue Rätsel stellten, da ihre Beschaffenheit den vermuteten Begleitumständen nicht entsprach. Von anderer Seite wurde denn auch nach einem wirklichen Schwerpunkt phönizischer Kultur gesucht. „Wenn auch der Entstehungsort der phönizischen Schrift unbekannt ist, so wird man doch nach allem, was wir von Byblos und seiner Geschichte wissen, sagen dürfen, daß nirgends die Voraussetzungen für eine solche Erfindung günstiger waren als hier"[1].

Dieser Satz findet sich in einer nachgelassenen Schrift H. Bauers, die kürzlich unter demselben Titel erschien, den jene erste Schrift Sethes trug (s. S. 2, Anm. 1). Die Überschriften ihrer beiden ersten Abschnitte „Das Prinzip der Buchstabenschrift stammt aus Ägypten" und „Die Schriftzeichen sind nicht aus Bildern hervorgegangen" fassen Bauers Stellungnahme zu Sethes Wertung der Sinaischrift zusammen. Die eine Frage nach der Entstehung des Alphabets wird hier in zwei Fragen zerlegt. Bauer kann so Sethe hinsichtlich der Herkunft des „Prinzips der alphabetischen Schreibung" zustimmen und trotzdem die Ableitung der Zeichen selbst aus den Hieroglyphen zusammen mit der Vermittlerrolle der Sinaischrift ablehnen. Um zu diesem Ergebnis zu kommen, mußte er (S. 17ff.) nachweisen, daß die Formen der ältesten phönizischen Inschriften nur in wenigen Fällen eine „befriedigende Übereinstimmung des Zeichens mit dem angeblich dargestellten Gegenstand" zeigen, und so folgern, daß die Namen der Buchstaben als „Merkwörter und Gedächtnisstützen" gewählt sind (S. 22) und ursprünglich nicht die Gegenstände, nach denen sie benannt sind, „bildlich darstellen müssen"[2]. Die mit Bildzeichen geschriebene Sinaischrift ließe sich aber auf Grund der Zeichenform allein nicht als Gegenbeweis heranziehen. „Die Zusammenstellung von mehr oder weniger ähnlichen Zeichen so elementarer Natur, wie es die phönizischen sind, ist trügerisch und beweist für deren Identität gar nichts" (S. 25). Ihre Lautwerte stellen aber so lange keine sichere Hilfe, als diese Schrift nicht als „Ganzes" (S. 26) für entziffert gelten kann. Eine solche Ungeklärtheit ließe jedoch alle Möglichkeiten offen. Zu dem „entscheidenden" Einwand Bauers (S. 26f.), nach dem sich die phönizischen Schriftzeichen während ihrer verfolgbaren Entwicklung so wenig verändern, daß die Zeichen der Sinaischrift „unmöglich als die nächste Vorstufe der phönizischen angesehen werden könnten", hat sich Sethe bei einer früheren Gelegenheit geäußert[3]. Es ist nicht einzusehen, warum sich nicht auch die phönizische Schrift wie das Hieratische oder die Keilschrift oder die kretische Linearschrift aus einer Bilderschrift entwickelt haben kann. Einzig das Unvermittelte ihres Auftretens, das jedoch jederzeit durch neue Funde[4] behoben werden kann, spricht dafür, in ihr mit Bauer (S. 28ff.) das Werk eines Schrifterfinders zu sehen. Ein solcher wäre freilich eher in den phönizischen Kontoren (s. oben S. 48), also etwa in Byblos, als in den Steinbrüchen des Sinai zu suchen, deren Schrift v. Bissing für „einen Versuch unter vielen"[5] hält. Als Vorbilder kämen

---

1 H. Bauer, Der Ursprung des Alphabets S. 35.

2 Hierzu schon Sethe, Wiss. Bedeutung S. 45. 3 Sethe, ibd. S. 42, Anm. 1.

4 Wie etwa durch die Funde von ʿAin Schems, Tell el Duwêr und Gezer (s. Jensen S. 185f., Bauer, S. 25, Anm. 2, Grimme, Altsinaitische Forschungen S. 114, 119f., v. Bissing im Handbuch der Archäologie S. 164, Anm. 6).

5 v. Bissing, ibd. S. 162. Auch Sethe spricht im Zusammenhang mit der Entstehung des semitischen Alphabets mehrfach (oben S. 51ff.) von einem Erfinder. Zur Schrifterfindung s. Bauer, Ursprung, S. 28ff. und J. Friedrich, Schriftgeschichtliche Betrachtungen (ZDMG Bd. 91 (1937) S. 319ff.), ders., Zu einigen Schrifterfindungen der neuesten Zeit (ZDMG Bd. 92 (1938) S. 183ff.).

die kretische Linearschrift und „eine in Byblos gebrauchte pseudo-hieroglyphische Schrift" (S. 34), eine Silbenschrift, in Betracht. Es wäre nur natürlich, wenn die Form der Schriftzeichen als Frucht einer Erfindung ein „Moment des Unberechenbaren" zeigte. „Wissen zu wollen, warum z. B. unser Schrifterfinder das *g* durch einen Haken und das *d* durch ein Dreieck bezeichnet hat, kommt auf eine falsche Fragestellung hinaus, auf die es keine Antwort gibt" (bei Bauer (S. 42) gesperrt).

Bei allem Zweifel an der Mittlerrolle der Sinaischrift hält Bauer die Herkunft der „inneren Schriftform" des phönizischen Alphabets für gesichert. „Der ägyptische Ursprung der Buchstabenschreibung kann überhaupt nicht bezweifelt werden" (S. 13). Er verweist hierzu (S. 13, Anm. 1) ausdrücklich auf Sätze Sethes, in denen die Vokallosigkeit als „Vorbedingung für die Entstehung der Buchstabenschrift" erklärt wird. Diese Äußerung ist nur aus ihrem Zusammenhang verständlich, in dem (s. o. S. 36f.) die alleinige Berücksichtigung der Konsonanten unter Nichtbeachtung der Vokale als Eigentümlichkeit der ägyptischen Schrift gegenüber anderen Bilderschriften herausgestellt wird. Die phönizische Schrift und alle aus ihr entwickelten semitischen Schriftsysteme zeigen dieselbe Eigenart, in der Bauer etwas „so Seltsames und Wunderliches" sieht, daß dies Prinzip „nicht gut zweimal entstanden sein kann" (S. 12f.). Nun ist im Jahre 1929 das in Keilschrift geschriebene Alphabet von Ras Schamra bekanntgeworden (S. 52, Anm. 2). Zwar scheint es angebracht zu sein, mit O. Eißfeldt, dem Herausgeber der Schrift Bauers, das Abhängigkeitsverhältnis dieser Schrift zu der phönizischen noch für ungeklärt anzusehen[1]. Doch ergibt sich — unter Voraussetzung des ägyptischen Ursprungs der Vokallosigkeit —, daß hier „ein Mann, der sowohl mit der ägyptischen Schrift oder wenigstens mit dem ägyptischen Schriftprinzip als auch mit der Keilschrift vertraut war, von der einen Seite die innere, von der anderen die äußere Form der Schrift übernommen" hat (S. 30). Sethe erklärt in seiner Stellungnahme zur Schrift von Ras Schamra (oben S. 46, 52) diesen Umstand als Zeichen ihrer Abhängigkeit vom semitischen Alphabet, womit er die von Eißfeldt offengelassene Frage entscheiden würde. Wenn schon angenommen wird, daß sich hier das „ägyptische Schriftprinzip" auswirkt, wäre es in der Tat leichter einzusehen, daß dies Prinzip schon innig in die phönizische Schrift eingegangen ist und aus ihr in Ras Schamra lediglich in eine andere Schriftform übertragen wurde, als daß sich ein Schrifterfinder hier in Nordsyrien aus zwei fremden Schriftsystemen das ihm jeweils Zusagende auswählte. Das ägyptische Schriftprinzip wäre zur Zeit der Erfindung der Schrift von Ras Schamra in Syrien und Palästina schon derart geläufig gewesen, daß es nun als phönizisches Schriftprinzip zwischen Ägypten, Babylonien und Kleinasien weiterwirken kann.

Sethe hat hier seine Vorlesung nicht mehr auf den neuen Befund abgestimmt. Er hätte sonst die Möglichkeit, daß auch die Kana'anäer sich der Keilschrift zum Schreiben ihrer Sprache bedient hätten[2], weniger schroff beurteilt. An Hand des heute vorliegenden Befundes ließe sich sagen, daß als Schrift semitischer Sprachen weder die Keilschrift von Ras Schamra noch die hieroglyphische Sinaischrift bevorzugt oder benachteiligt zu sein scheint. Beide benützen als

1 Vgl. a. B. Rosenkranz, Der Ursprung des Alphabets von Ras Schamra (ZDMG Bd. 92 (1938) S. 178ff.), der die von Bauer, Ursprung des Alphabets S. 39f. (v. O. Eißfeldts Vorwort S. 3) angedeuteten Erwägungen verfolgt.

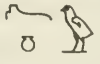
2 Sethe, Ursprung S. 99, s. oben S. 48f.

„äußere" Form Zeichen, deren Verwendung in fremden Kulturen erwachsen ist. Wenn nun gar — wie dies Bauer für möglich hält und andere annehmen[1] — die eigentliche phönizische Schrift sich in ihren Formen an das Vorbild der kretischen Schrift[2] anlehnt, ergibt sich hier ein Neben- oder Nacheinander von Einflüssen verschiedenster Herkunft, die alle ein und demselben Schriftprinzip unterliegen. Die „äußere" Form scheint hierbei örtlich bedingt zu sein. Zumindest erweist sie sich mit dem Auftreten der Schrift von Ras Schamra nicht an die vermutete Herkunft aus den ägyptischen Hieroglyphen gebunden. Die „innere" Form aber zeigt eine erstaunliche Zähigkeit, die einer lediglich übernommenen Einrichtung gemeinhin nicht zugetraut werden kann. Aber stammt denn diese „innere" Form, das Schriftprinzip, wirklich aus Ägypten? Wird eine „innere" Ableitung des phönizischen Alphabets aus der ägyptischen Schrift dadurch, daß beide vokallos nur Konsonanten schreiben, ausreichend gesichert und begründet? Sethe entwickelt den Ursprung der Konsonantenzeichen aus der Sonderstellung der Konsonanten, die sie sowohl in der ägyptischen wie in den semitischen Sprachen einnehmen. Bietet nicht allein schon diese Sonderstellung für beide Sprachen Veranlassung genug, in der Schrift gerade die Konsonanten zu bezeichnen? Bei der Übernahme des Alphabets durch die Griechen kommt es sofort (Bauer S. 41) zur Vokalbezeichnung, in Abessinien entwickelt sich aus dem Sabäischen eine Silbenschrift. Die Mehrzahl der semitischen Sprachen hat hingegen auch nach der Einführung von Hilfszeichen für die Vokale diese nie ihren Buchstaben gleichgestellt. Arabische Bücher und Zeitungen erscheinen auch heute — mit ganz wenigen begründeten Ausnahmen — noch vokallos geschrieben. Das Schriftprinzip des phönizischen Alphabets entspricht so einem Prinzip, das den in ihm geschriebenen Sprachen schon innewohnt. Bei der Benutzung von Wörterbüchern werden wir selbst seine Nutznießer, da es dort, wo es waltet, wie kein anderes Wörter und Wortformen gleichen Stammes zusammenholt. Der Umweg über das Bild (Bauer S. 11) scheint uns zur Erklärung dieses Sachverhaltes unnötig ja sogar verwirrend. Denn das Bild eines Gegenstandes ist als Schriftzeichen lautlich so lange vieldeutig, als sein Lautwert nicht festliegt. Würde die Festlegung an Hand von Beziehungen, welche die Bilder bieten, erfolgen, käme nie eine einheitliche Lautbezeichnung zustande. Die Prinzipien, die wir als „Vokallosigkeit", „Silbenschrift" und „Akrophonie" unterscheiden, wählen jeweils eine Möglichkeit aus und prägen die Bilder oder Zeichen zu Konsonanten, Silben oder Lauten.

Kann die Schrift als Auswirkung des der Sprache innewohnenden Geistes, der zur Niederschrift drängt, erkannt werden, so kommen die semitischen Sprachen wie die ägyptische aus sich selbst heraus zu einer Konsonantenschrift, ohne daß es eines Vorbildes bedarf. Das Beispiel der Schrift von Ras Schamra zeigt, daß dies sogar gegen das Prinzip der übernommenen Schrift geschehen kann. Aber übersieht nicht auch die Sinaischrift — wenn wir sie richtig als semitische Buchstabenschrift einschätzen — alles, was den Aufbau der ägyptischen Schrift ausmacht? Das im Aufbau der Sprache begründete Prinzip der Vokallosigkeit verschafft auch den semitischen Buchstabenschriften Konsonantenzeichen. Und zwar gebrauchen sie Zeichen für einen Konsonanten. Die ägyptische Schrift verwendet demgegenüber Zeichen für einen, für zwei und für drei Konsonanten. Sie gleicht insofern der Silbenschrift, als auch diese einen, zwei oder drei Laute mit einem Zeichen schreibt. Das Prinzip der Vokallosigkeit verhilft unter anderem auch

1 Bauer, Ursprung S. 34f., s. oben S. 54, Anm. 1.

2 Jensen (2. Aufl.) S. 189, Abb. 193.

zu Zeichen für einen Konsonanten, das Prinzip der Silbenschrift auch zu Zeichen für einen Vokal. Zu diesen beiden Prinzipien kommt in den beiden älteren Schriftsystemen ein Prinzip hinzu, das der semitischen Buchstabenschrift fehlt und die Bezeichnung mehrerer Laute durch ein Zeichen gestattet. Diese Freizügigkeit geht noch weiter. Die Buchstabenschriften zeigen jede für denselben Laut zur selben Zeit immer wieder dasselbe Zeichen. Die älteren Schriftsysteme lassen für dieselbe Lautfolge mehrere Möglichkeiten zu, die trotz verschiedener Schreibung gleich gelesen werden. Durch Zersetzung des Lautbestandes gewinnt die ägyptische Sprache immer mehr Zeichen für denselben Konsonanten. Derselbe Laut und dieselbe Lautfolge kann so in verschiedener Weise geschrieben werden. Dies ermöglicht gegenüber den Buchstabenschriften eine weitere Abwandlung, insofern in Zeichenfolgen der einzelne Laut gleichwertig nebeneinander mehrfach bezeichnet werden kann, wie in der Schreibung  für *nw* „dieses" das *n* zweifach und das *w* dreifach, oder wie in den von Sethe oben (S. 29) angeführten Beispielen aus der babylonischen Silbenschrift. Diese Eigentümlichkeiten der älteren Schriftsysteme sind zur Genüge bekannt. Doch darf an sie erinnert werden, um zu zeigen, daß hier andere Prinzipien als in der Buchstabenschrift walten. Die ägyptische Konsonantenschrift befand sich — mit Sethes anschaulichem Bild gesprochen — nicht mehr und nicht minder als die Silbenschriften in einer Sackgasse, aus der es zur Buchstabenschrift keinen unmittelbaren Übergang gab. Denn selbst wenn die Hieroglyphenschrift außer den noch nicht erwähnten Deutzeichen die Mehrkonsonanten abgestoßen und sich auf Einkonsonantenzeichen beschränkt hätte, wäre noch die Festlegung auf ein Zeichen für jeden Laut erforderlich gewesen, um eine Buchstabenschrift entstehen zu lassen. Ihr Prinzip erwuchs nicht aus der ägyptischen Schrift. Wer mit Hieroglyphen Buchstaben schreiben wollte, mußte alle, auch die in der Verwendung der Konsonantenzeichen waltenden Freiheiten beschneiden.

Gegenüber der vielfältigen Zeichenverwendung in der ägyptischen Schrift ist der Gebrauch der Buchstaben in den Alphabeten einfach und eindeutig. Ein und derselbe Buchstabe bezeichnet immer wieder denselben Laut, solange die Schrift der Sprache folgt. An die Stelle eines oder mehrerer, ja sogar verschiedener Bilder von Wörtern, welche die ägyptische Schrift zur genauen Bestimmung des Lautwertes den Wortbildern zufügen kann, sind Zeichen getreten, die nun nichts mehr bedeuten können als den einen Laut, den sie schreiben. Selbst wenn man zur Vermeidung eines Streites mit Worten auch die Einkosonantenzeichen der ägyptischen Schrift Buchstaben nennt, walten doch sachlich verschiedene Prinzipien, die etwas hervorbringen, was sich nur über den Lautwert vergleichen läßt. In der ägyptischen Schrift wird der Buchstabe als Wort mit einem einzigen schreibbaren Buchstaben gewonnen, in der Buchstabenschrift als reines Zeichen, das auch als Bild immer nur einen Laut darstellt. Die ägyptische Schrift kommt durch ihre Vokallosigkeit unter anderem auch zu Zeichen, die an ihrem Lautwert gemessen unsern Buchstaben gleichen. Die phönizische Schrift kommt hierzu überhaupt nicht durch die Vokallosigkeit, obwohl sich auch hier dies Prinzip durch die Vermittlung der Sprache auswirkt. Die phönizische Schrift nimmt zur Bezeichnung der geschriebenen Laute nicht Bilder von Wörtern, die unter dem Prinzip der Vokallosigkeit nur einen schreibbaren Laut zeigen, sondern die Anfangsbuchstaben von Wörtern, mögen diese Wörter (*Aleph*, *Bêt*) nun „Lesungen" der zugrunde liegenden Bilder oder — wie unsere Buchstabierwörter im Fernsprechverkehr — bloße Kennwörter sein.

Dies Prinzip der Akrophonie kommt in Ägypten erst spät an einer im Neuen Reich auftretenden Geheimschrift auf [1], wird jedoch in ihr auch nicht ausschließlich benutzt wie zur Buchstabenwahl im phönizischen Alphabet. Hätte nicht das Prinzip der Vokallosigkeit schon in der Sprache, die es schreibt, geherrscht, läge für sie kein Grund vor, nicht sofort in gleicher Weise zur Vokalschreibung zu schreiten. Anzeichen hierfür finden sich in der Schrift von Ras Schamra, die wie die griechische Schrift (langes) *e* schon durch *h* und (langes) *o* schon durch ' wiedergeben kann[2]. Die ägyptische Schrift zerlegt zur Lautbezeichnung ein längeres Wort in ein- oder mehrkonsonantische Wörter, genau wie es die babylonische Schrift in Silben zerlegt. Beide behalten hierbei als Bilderschriften das Ganze des Wortes im Auge, das sogar noch besonders abgebildet wird. Erst die phönizische Schrift schreibt buchstabierend ein Lautzeichen hinter dem anderen und überläßt es dem Leser, diese Buchstaben sinnvoll zusammenzuschließen und sich das Geschriebene zu veranschaulichen. Mit diesem Prinzip kann man jede Sprache schreiben, da für jeden Laut ein solches Zeichen gefunden werden kann. Mit dem Prinzip der ägyptischen Schrift kann nur eine Sprache geschrieben werden, in der das Prinzip der Vokallosigkeit herrscht und einkonsonantische Wörter vorkommen. So hatte entwicklungsgeschichtlich gesehen, die Buchstabenschrift in der Tat die größere und weitere Zukunft.

In dem Versuche, das phönizische Alphabet von einem Vorläufer herzuleiten, bekundet sich eine Geschichtsauffassung, die hier wie überall Entwicklungsreihen sucht und findet. Ihre Auswirkung auf unsere Wissenschaft ist erst kürzlich durch Walther Wolf[3] freimütig beurteilt worden. Es ist die Vorstellung einer fortschreitenden, zielgebundenen Entwicklung, die so offenkundig gegeben scheint, daß man keine Veranlassung sieht, etwa die Meinung, die einfachste Form der Schrift stelle ihre „höchste" Stufe dar, auch zu begründen. Ganz abgesehen von der Frage, ob und in welchem Ausmaße sich eine derartige Auffassung rechtfertigen läßt, muß sie jeden Befund als an ihn herangetragene Erwartung schon bei der Kenntnisnahme einseitig zu ihren Gunsten auswerten. Sie wird so mit aller Wahrscheinlichkeit Einzelheiten — wie oben die Einkonsonantenzeichen der ägyptischen Schrift — nur weil sie an eine spätere Erscheinung erinnern, herausnehmen und in eine Entwicklungsreihe stellen. Diese Einzelheiten geraten jedoch hiermit schon deshalb in eine für ihre Beurteilung ungeeignete Lage, weil nun der Zusammenhang fehlt, der sie natürlicherweise trug und erklärte. Ja gerade der Umstand, daß sie Teile eines Ganzen waren und nicht ausschließlich wirkten, wird ihnen nun als Mangel angerechnet, den erst die nächste „Stufe", die ihr Vergleichsstück frei davon zeigt, behebt. Weil die Einkonsonantenzeichen — so gesehen — den Ballast der vielen anderen Zeichen mitschleppen, scheinen sie gegenüber den Buchstaben im Nachteil. Eine derartige Auswertung des Befundes ließe sich nur unter der Voraussetzung rechtfertigen, daß sie der wirklichen, nachweisbaren Entwicklung entspricht. Nur wenn sich die ägyptische Schrift auf eine Bevorzugung der Einkonsonantenzeichen hin bewegt oder doch wenigstens die Einkonsonantenzeichen derart herausstellt, daß sie als zur

---

1 Vgl. Sethe, Sinaischrift S. 473, É. Drioton, Essai sur la cryptographie privée de la fin de la XVIIIe Dynastie (Revue d'Égyptologie Bd. 1) S. 10f., 18, 36ff., ders., Les Protocoles ornementaux d'Abydos (Revue d'Égyptologie Bd. 2) S. 16, ders., Le cryptogramme de Montou de Médamoud (Revue d'Égyptologie Bd. 2) S. 26f., H. Kees, Ägypten (Handbuch d. Altertumswissenschaft 3. Abt., 1. Teil, 3. Bd. 1) S. 278.

2 Bauer, Ursprung S. 41. vgl. auch die Verwendung von drei Zeichen für den Laut *Aleph*, ibd. S. 38.

3 Wesen und Wert der Ägyptologie (Leipziger Ägyptologische Studien, Heft 8) S. 9ff.

Lautbezeichnung eigentümlich geeignet auffallen und so von einem praktisch denkenden Schrifterfinder erkannt und gepflegt werden können, ergäbe sich ein Rückhalt für das aufgestellte Bild. Wir können heute die Entwicklung der ägyptischen Schrift über einen Zeitraum verfolgen, den die Buchstabenschrift mit einem ungleich weiteren Geltungsbereich von ihren Anfängen bis heute etwa erreicht. Die Buchstabenschrift hat sich, einmal erfunden, in ihrer einfachen Bezeichnungsweise nicht mehr verändert. Die ägyptische Schrift jedoch läßt eine Entwicklungsrichtung erkennen. Sie entfernt sich hierbei von dem Zustand, der eine Vergleichsmöglichkeit mit der Buchstabenschrift ergab.

Die im Verlauf der Geschichte Ägyptens erkennbare Bewegung innerhalb der hieroglyphischen Schriftsystems geht nicht auf eine Bevorzugung der Einkonsonantenzeichen aus, sondern erzielt eine Vereinfachung dadurch, daß sie alle vor einem Mehrkonsonantenzeichen stehende Einkonsonantenzeichen, also gerade das, was man „Buchstaben" nennen könnte, wegläßt[1]. An der Hieroglyphenschrift ist demnach nicht etwa alles mit Ausnahme der „Buchstaben" altertümlich. Wir haben im Gegenteil ausführliche Schreibungen mit der Einzelbezeichnung aller Konsonanten als Alterskriterium, und zwar für älteste Texte, kennengelernt[2]. Die ägyptische Schrift bleibt so nicht etwa, wie es Sethe ausdrückt, „an der Schwelle zur Buchstabenschrift" „stehen" (oben S. 39), sondern bewegt sich von dem Zustand, den man so kennzeichnen könnte, fort. Noch in ihrem demotischen Gewande ist sie in ihrer inneren Form eine Bilderschrift geblieben, eine Schrift, der es zunächst darauf ankam, den gesprochenen Gegenstand als Gegenstand zu „schreiben" oder — was ägyptisch dasselbe bedeutet — zu „malen". Die Lautbezeichnung war zur Unterscheidung mehrerer Worte für dasselbe Bild eine Notwendigkeit, der man, soweit es erforderlich schien, genügte, die aber nie zur Bedingung wurde. Die im Verlaufe der Schriftentwicklung erfolgende Vereinfachung — die aber auch wieder weder grundsätzlich noch allgemein durchgeführt wurde — beschränkt die Bildzeichen auf die unentbehrlichen allgemeinen Deutzeichen (oben S. 34 ff.) und die Lautzeichen auf den gerade notwendigen Rest[3]. Daß es hierbei nicht auf die Zahl der verfügbaren sondern nur auf die Zahl der geschriebenen Zeichen ankam, zeigt das Aufkommen immer neuer Lautzeichen, die schließlich in der ptolemäischen Epoche den Tempelschreibern bei kargen Schreibungen eine größere Zeichenfülle für die einzelnen Laute und die Lautfolgen bieten als je zuvor. Bei der Gewinnung der neuen Zeichen wirken sich verschiedene Prinzipien aus. Das überkommene Prinzip der Vokallosigkeit bringt mit dem Zerfall der Sprache immer neue Ein- und Zweikonsonantenzeichen hervor, wobei sogar — besonders in Schreibungen von Fremdwörtern im Neuen Reich — einkonsonantisch gewordene Zeichengruppen, also mehrere Bilder zur Schreibung eines Konsonanten verwandt werden[4]. Neben dies Prinzip tritt in der Geheimschrift auch das Prinzip der Akrophonie (s. S. 78, Anm. 1) und schließlich die symbolhafte Rebusschrift, in der z. B. das Zeichen „Küken im Ei" weder als „Küken" noch als „Ei" noch als „Küken im Ei" gelesen, sondern als *m*, dem Lautwert des Wortes „in"

---

1 Eine Beobachtung, die wir Sethe (s. Schriftsystem S. 25 u. oben S. 35, Abb. 22b.) verdanken.

2 A. Erman, Ägyptische Grammatik (4. Aufl.) § 62, Sethe, Dramatische Texte S. 3.

3 Beim Belassen der den Mehrkonsonantenzeichen folgenden Zeichen dürften kalligraphische Rücksichten den Ausschlag gegeben haben (vgl. Erman, Grammatik[4] § 60).

4 Neuerdings hat W. F. Albright, The vocalisation od the Egyptian syllabic orthography (American Oriental Series Bd. 5 (1934)) sie als syllabische Schreibungen erklärt (vgl. Erman, Grammatik[4] § 89).

(etwas „in" etwas anderem) erraten werden muß[1]. Zu alledem kommt noch die Möglichkeit der Umwertung alter Zeichen[2] hinzu, die immer häufiger mit verschiedenen Lautwerten gelesen werden können. So endet die ägyptische Schrift in einem Zustande, der gegenüber dem ursprünglichen — genau wie die Pflanzenkapitelle der griechischen Zeit gegenüber den alten einfachen Formen — durch Wucherungen ihres eigenen Prinzips überladen erscheint, nachdem sich in anderer Weise eine Vereinfachung (von den Einkonsonantenzeichen fort) angebahnt hatte.

Ist so auch entwicklungsgeschichtlich das Alphabet nicht unmittelbar aus der Hieroglyphenschrift abzuleiten, bliebe als letzte Möglichkeit die, daß die ägyptische Schrift als Ganzes einen Entwicklungszustand zeigt, der sich zwar in sich selbst — besonders während des Kulturzerfalls — rückläufig entwickelt, der aber doch in der großen Schriftentwicklung an einer Stelle steht, von der aus die phönizische Schrift ihn aufnimmt und zur Buchstabenschrift vollendet. Die phönizische Schrift ist — selbst wenn sie wie die Sinaischrift mit Bildern geschrieben wird — eine reine Lautschrift. Die ägyptische Schrift vereinigt mit Lautbezeichnungen die bildhafte Bezeichnung des Wortinhalts. Was liegt unter dem Leitgedanken einer fortschreitenden Entwicklung näher, als in ihr einen Übergang zu sehen, den Übergang von der reinen Bilderschrift zur reinen Lautschrift. Den Schritt von der reinen Bilderschrift in diesen Zustand des Übergangs hinein hätten die Bilderschriften der alten Kulturvölker schon hinter sich[3]. Die Entwicklung läßt sich also im Altertum nicht verfolgen. Aber auch an den vielen anderen Beispielen einer „primitiven" Nachrichtenübermittlung durch Bilder wird er nirgends sichtbar. Die Mexikaner, die kurz vor dem entscheidenden Schritt (oben S. 19, 20, 28) gestanden haben sollen, werden daran durch das Eindringen der Spanier gehindert. Aber standen sie wirklich davor? Aus dem Befunde kann doch nur entnommen werden, daß hier eine eigentümliche Darstellungsweise geübt wird, die der Bildhaftigkeit der Sprache nachgeht und mit ihr rebusartig spielt. Woher eine derartige Verwendung der Darstellungskunst kommt, wohin sie führt, wird auch hier nicht offenbar. Erst damit, daß sie — obwohl sie einige Tausend Jahre später erscheint — als auf einer „niedrigeren" Stufe stehend eingeschätzt und mit den vielen noch „primitiveren" Arten der Bildverwendung zur Mitteilung über Zeit und Raum vor die soviel ältere gestellt wird, entsteht das Bild einer Entwicklung, die nun anscheinend vom „primitiven" über das „entwickelte" zum „einfachen" fortschreitet. Dies Bild ist jedoch einzig durch eine nicht am Befunde gewonnene Meinung über die Schriftentwicklung begründet. Wir können uns vorstellen, daß es so gewesen ist und diese Vorstellung durch geeignete Beispiele veranschaulichen. Bewiesen werden kann sie jedoch einzig durch Funde, bei deren Beurteilung freilich derartige Meinungen und Vermutungen weit eher störend wirken als nützen.

---

1 K. Sethe bei Northampton-Spiegelberg, Report on some excavations at the Theban necropolis S. 3*ff., S. 10*.

2 Z. B. H. Junker, Über das Schriftsystem im Tempel der Hathor in Dendera S. 16f., S. 23ff., S. 26f.

3 Der oben S. 34 von Sethe beschriebene Zustand der ägyptischen Schrift als einer Mischung von Bilderschrift und Lautschrift ist mit dem Erscheinen der Hieroglyphen (z. B. in den ersten Königsnamen) schon gegeben. Entwicklungsgeschichtlich gesehen hätte die ägyptische Schrift demnach den Zustand der „Schriftgemälde" und den der „reinen Begriffs- oder Bilderschrift" schon hinter sich. Zur Ansetzung einer „piktographischen" und „halbpiktographischen" Periode der alten mesopotamischen Schrift, s. v. Bissing im Handbuch der Archäologie S. 151. Wie mich Prof. v. Soden, Göttingen, freundlichst aufmerksam macht, hält es Falkenstein, Archaische Texte aus Uruk (1936) S. 30, 34, 40 für möglich, daß auch die älteste Schrift schon einige Silbenzeichen enthält.

Solange uns nicht der Boden ältere Funde hergibt, dürfte es ratsam sein, sich damit zu begnügen, Rätsel, die uns die heute ältesten Funde aufgeben, innerhalb des Befundes zu verfolgen und sie dort zu klären. Die Funde reichen auch in Ägypten weit in die Vorgeschichte hinauf. Sie sind nicht bildlos. In den Bildern läßt sich die Herausbildung fester Formen (Schablonen) zur Andeutung der dargestellten Vorgänge und Dinge verfolgen. Mit dem Erscheinen der Schiffsstandarten ist die Gewinnung von Symbolen bezeugt, die dann auf Denkmälern der Frühzeit bildhaft in die dargestellten Handlungen eingreifen. Und doch fehlt hier überall die Schrift. Sie fehlt nicht nur auf den Grabbeigaben, die als Gelegenheit zum Schreiben nicht in Betracht kommen mögen, sondern auch in den Felszeichnungen der umliegenden Wüsten. Als einzige Möglichkeit bliebe offen, daß derartige Aufzeichnungen dort nicht am Fels, sondern als Nachrichten auf vergänglicherem Material, auf Häuten oder schon auf Papyrus vorgenommen wurden. Diese Möglichkeit hat jedoch wenig Wahrscheinlichkeit für sich, da das Schreibenkönnen zum Schreiben verlockt und die Verfertiger der Felszeichnungen wohl ihre ganze Kunst spielen ließen. Die Jahresdatierungen auf dem Palermostein[1] setzen, soweit sich dies erschließen läßt, genau zu dem Zeitpunkt ein, an dem die Schriftdenkmäler auftreten. Was vorangeht sind Reihen von Königsnamen, deren unabgehobene Aufzählung durchaus den Eindruck mündlicher Überlieferung macht. Die Herkunftsangaben zu Büchern und Sprüchen erwähnen zwar gern Fundumstände aus der Zeit der frühen Könige, keine einzige führt jedoch vor die Reichseinigung in die Vorgeschichte hinaus. Ganz plötzlich tritt in Ägypten die Schrift zwar knapp und spärlich, aber schon voll ausgebildet mit ihren verschiedenen Zeichenarten in Erscheinung. Es ist dies ein derart auffallender Umstand, daß man unbefangen — ähnlich wie gegenüber der phönizischen Schrift — auf den Gedanken kommen müßte, diese Schrift wäre damals erfunden worden. Aber kann nicht der Ursprung der ägyptischen Schrift gerade aus der Zeit ihres Erscheinens heraus gewertet werden als das Werk eines überragenden Geistes, der damals Ägypten zu einem Staat zusammenschweißte und nicht nur zur Schrifterfindung geführt hat? Nur so läßt sich auch ihre Gliederung, ihr geschlossener Bau und ihre innere Form, die auf der Vorstellung einer „bildhaften Sprache" — des Zusammenhalts von Bild und Laut durch den Gedanken — beruht, begreifen. Dabei scheint es durchaus möglich, daß hier nur eine bestimmte Art Schrift, diese freilich unbeeinflußt, erfunden worden ist, als die Kunde davon, daß man irgendwo im nahen oder fernen Osten „schrieb", nach Ägypten drang[2]. In der Folgezeit gewinnt sie zunächst ihre „monumentale" Gestalt und bildet eine Gebrauchsschrift aus. Sie bewahrt jedoch über die rund dreieinhalbtausend Jahre ihrer Geschichte ihr Prinzip, das nur in Randerscheinungen — wie in der Geheimschrift — aus fremden Einflüssen vorübergehend durchbrochen wird und sich schließlich in griechisch-römischer Zeit in der Fülle seiner Möglichkeiten verliert.

Wir wollen hier nicht erörtern, inwiefern gerade die Annahme einer verborgenen vorgeschichtlichen Schriftentwicklung in das von Sethe aufgestellte Bild der Urgeschichte Ägyptens paßt, und inwiefern dieses Bild heute für änderungsbedürftig angesehen werden muß[3]. Auch die

---

1 H. Schäfer, Ein Bruchstück altägyptischer Annalen (Abhdlg. Pr. Ak. d. Wiss. Berlin 1902).

2 Vgl. W. v. Soden, Leistung und Grenze sumerischer und babylonischer Wissenschaft (Die Welt als GeschichteBd. 2) S. 418; gegen eine direkte Ableitung v. Bissing im Handbuch der Archäologie S. 151.

3 Es sei lediglich auf A. Scharff, Grundzüge der ägyptischen Vorgeschichte (Morgenland, Heft 12) verwiesen. Scharff konnte es dort (S. 54f.) unter Hinweis auf E. Meyer, Ältere Chronologie Babyloniens, Assyriens und Ägyp-

Art des Auftretens der Schrift spricht gegen die Ansetzung einer vorzeitlichen hoch entwickelten ägyptischen Gesamtkultur. Nichts im Schriftsystem deutet auf eine vorangegangene längere Entwicklung. Man hat in der ägyptischen Schrift selbst ihre Vorform gesucht und verschiedentlich geglaubt, sie gefunden zu haben[1]. Der Teil der Narmer-Palette, der so gern als „Schriftgemälde" gedeutet wird (oben S. 18), dürfte wie die vielen späteren symbolschweren Bilder ein Teil des ganzen Bildes sein, so daß der Künstler die Bändigung des Nordlandes nicht „schreiben" sondern darstellen wollte. Auch dieses Stück steht — wie v. Bissing[2] zu dem ganzen Bilde bemerkt — „am Anfang einer fast unübersehbaren Reihe." Ob nun an die Stelle des Königsfalken, der das Nordland wie ein Stück Vieh dem König zuführt, im Tempel des Sahurê die Götter des Deltas und der Wüste oder an Pylonen und Wandbildern der Tempel von Karnak, Luxor und Theben Amon oder die Göttin „Theben" treten, ist für die Bildauffassung belanglos. Auch das Zeichen für Unterägypten mit dem angezeichneten Kopf zeigt grundsätzlich keinen Unterschied zu den ähnlichen Zusammensetzungen von Stadtnamen und Körperteilen in derselben Umgebung. Man hat diesen Bildteil regelrecht „lesen" wollen und unter Verkennung der Pflanzen auf dem Landzeichen geglaubt, daß der angezeichnete Kopf 6000 Feinde verkörpert[3]. Wenn man an das Lebenszeichen Arme zeichnet und diese Arme einen Wedel oder einen Blumenstrauß tragen läßt, so setzt dies das Vohandensein des Schriftzeichen *ʿnḫ* voraus, und zwar nicht nur als Bild dessen, was dargestellt ist, und was wir nicht recht deuten können[4], sondern auch mit seinem lautlichen Wert. Weil dies Bild eines uns unbekannten Gegenstandes infolge seines Lautbestandes zum

---

tens S. 39 wahrscheinlich machen, daß die Kalendereinführung etwa mit dem Regierungsantritt des Königs Zoser (um 2776 v. Chr.) zusammenfällt. Damit entfiele das um eine Siriusperiode zurückliegende Datum, der „stärkste Anreiz zur Rekonstruktion eines vorzeitlichen heliopolitanischen Einheitsreiches" (Kees, Ägypten (Handbuch der Altertumswissenschaft) S. 301). Der Auffassung Scharffs schließt sich der Herausgeber der zweiten Auflage Meyers Chronologie H. E. Stier S. 74 zu S. 68 an. Vgl. auch Kees, ibd. S. 301, Anm. 3, A. Scharff, Die Altertümer der Vor- und Frühzeit (Staatliche Museen zu Berlin, Mitteilungen aus der Ägyptischen Abteilung) Bd. 1, S. 32.

1 Die oben (S. 17 und ibd. Anm. 2) von Sethe gegebenen Beispiele „das Rind läuft", „der Käfer fliegt" kommen altägyptisch nicht vor. Wenn der Apisstier laufend dargestellt wird, so waltet hierbei noch die Bezeichnung durch „besondere Wortzeichen" (S. 34), in welcher „Apis" eben — wie ja auch später noch das Kalb — beim „Laufen des Apis" (vgl. E. Otto, Beiträge zur Geschichte der Stierkulte in Ägypten (Untersuchungen zur Geschichte und Altertumskunde Ägyptens Bd. 13) S. 11f.) dem Vorgang entsprechend und nicht „der Apis läuft" geschrieben wird. Sethe hat diese Beispiele nicht in seinen Vortrag „Das hieroglyphische Schriftsystem" (S. 12) aufgenommen. Die von ihm an ihrer Stelle (ibd. Tabelle 2) gegebenen „Ideographischen Zeichenverbindungen" setzen sämtlich den Bestand des hieroglyphischen Schriftsystems voraus und können schon deshalb weniger als Reste oder „Rückfälle in alte längst überwundene Sitten" (ibd. S. 12) denn als frühe Form der Schriftspielerei, die erst viel später um sich greift, erklärt werden. 2 F. W. v. Bissing, Ägyptische Kunstgeschichte Text Bd. 1, S. 24.

3 Man hatte die Papyruspflanzen auf dem Rücken des „Landzeichens" als Zahlzeichen für 1000 (Bedenken schon Quibell, Green, Hierakonpolis Bd. 2, S. 43) gelesen, ein Irrtum, den erst H. Ranke, Eine Bemerkung zur Narmer-Palette (Studia Orientalia (1925) S. 167ff.) und L. Keimer, Bemerkungen zur Schiefertafel von Hierakonpolis (Aegyptus Bd. 7 (1926) S. 169ff.) richtig stellten. Ranke erlag trotzdem wieder der „Suggestion" einer „piktographischen Darstellung" (S. 173), die Keimer richtig als „symbolische Darstellung" (S. 185) erklärte, von der jedoch auch er eine „Lesung" gab. Erman, auf den die Erklärung als „Beischrift" zurückgeht, wollte (Die Hieroglyphen (Slg. Göschen 1912) S. 14) auch die darunterstehende Beischrift des „zu Erschlagenden" einbeziehen. Trotzdem er (Grammatik (4. Aufl.) § 16) davon abgekommen ist, lebt diese Deutung verschiedentlich, so in M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. 11, S. 337 Taf. 103a) noch nach.

4 Vgl. H. Schäfer, Djed-Pfeiler, Lebenszeichen, Osiris, Isis (Studies presented to F. Ll. Griffith) S. 426ff.

Zeichen für „Leben" geworden ist, und weil dies Schriftzeichen nun nicht nur als Lautwert, sondern auch als das Leben selbst gilt, welches die Götter ewiglich tragen und den Königen zum Atmen reichen, tritt es in den Bildern an die Stelle von Beamten und Priestern. Die bildhafte Verwendung erscheint hier deutlich als Folge und nicht als Ursprung der Schriftverwendung. Warum soll dies in jenem Teile der Narmer-Palette anders sein und hier ein Schriftgemälde vorliegen, wo doch alles dafür spricht, in ihm das erste symbolhafte Bild der Bändigung eines unterworfenen Landes zu sehen ? Ebenso verhält es sich in allen anderen vergleichbaren frühen Bildern[1].

So verlockend es erscheint, müssen wir es uns an dieser Stelle versagen, weiter auf die Einzelheiten des Befundes einzugehen und das angedeutete Bild zu vervollständigen. Worauf es hier ankommt, scheint doch weniger neue Gesichtspunkte zu entwickeln, als die Tragfähigkeit eines nachgelassenen Werkes zu erproben, das zwar in der Weise, in der es erscheint, nicht vom Verfasser selbst vollendet werden konnte, aber vielleicht gerade so, wie es hinterlassen ist, unbefangen seinen Geist und seine Meinung äußert. Sethe hat fraglos mit seinem Versuch einer vergleichenden Schriftgeschichte Ordnung geschaffen in einem Gebiet, das — wie er es selbst einschätzte — bisher nur klassifiziert worden ist. Er hat diese Ordnung auf Grund eines Geschichtsbildes vorgenommen, an welches er glaubte. Vorderhand ist sie — mit bewundernswerter Vollständigkeit durchgeführt — die einzige systematische. Daran wollen auch unsere Bemerkungen nicht rütteln. Sie sollen im Gegenteil zeigen, wie fruchtbar jede Ordnung auch dann noch ist, wenn sie in ihren Grundsätzen hypothetisch gewonnen wurde und den Befund auf Schritt und Tritt in ihrem Sinne deutet. Solange eine Ordnung wie die Schriftgeschichte Sethes selbst geradlinig, weitläufig und fruchtbar fortschreitet und vielfältige Erscheinungen einbeziehen kann, wirkt sie, wie sie sich auch einmal ausweisen wird, selbst als eindrucksvolles Ganzes, das nur durch gleichwertiges und gleichumfassendes ersetzt werden kann. Solange dies nicht geschieht — mit anderen als hypothetischen Methoden wird es auf lange Zeit hinaus, ja vielleicht immer unmöglich sein — bleibt es unsere Aufgabe, auch dies Werk Sethes nicht einfach hinzunehmen, sondern uns mit ihm auseinanderzusetzen. Nur in immer neuem Vergleich mit dem ganzen Befunde unter Einbeziehung älterer und neu auftauchender Gesichtspunkte können wir den Wert auch dieser Schrift kennenlernen und das Erbe Sethes wahren.

---

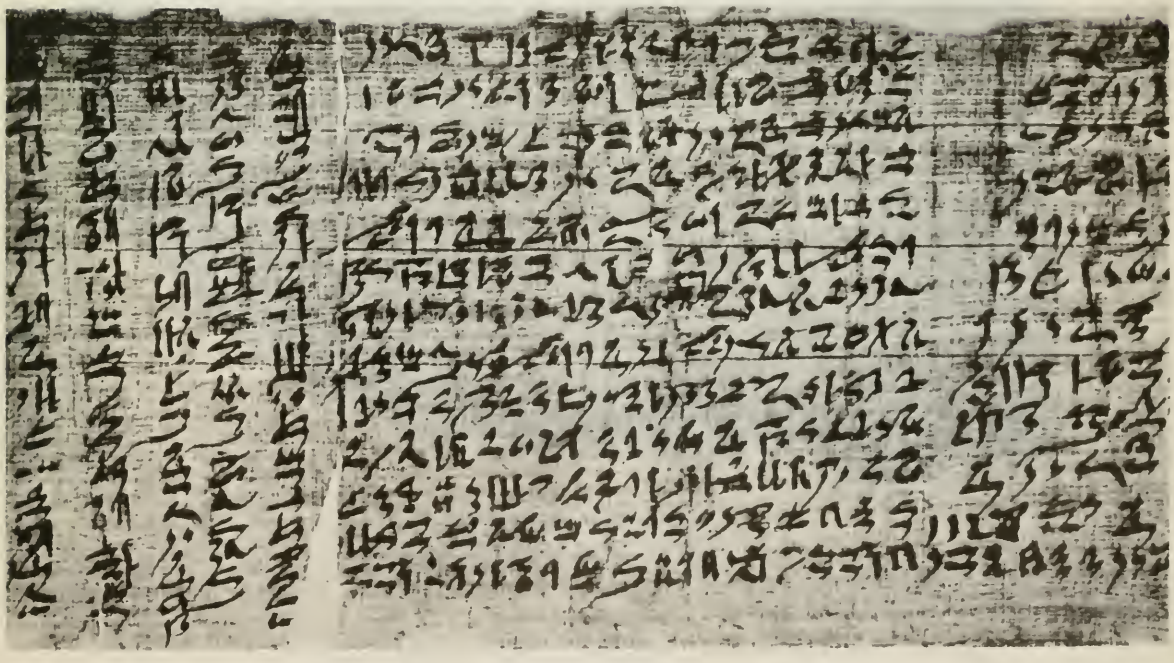
1 Heranzuziehen sind vor allem die Schlachtfeldpalette (E. Peet, JEA Bd. 2 (1915) Taf. 14, S. 93), eine Palette des Louvre (J. Capart, Primitive Art in Egypt S. 242, Abb. 181) und eine Stele des Königs *Ḥ'-śḫm* (2. Dynastie, J. E. Quibell, F. W. Green, Hierakoupolis Bd. 2, Taf. 58, S. 47 f.), die alle einen ähnlichen Vorgang, jedoch mit gänzlich verschiedenen Mitteln darstellen. Sie sind immer als „Bilder" verstanden worden.

Abbildungsverzeichnis

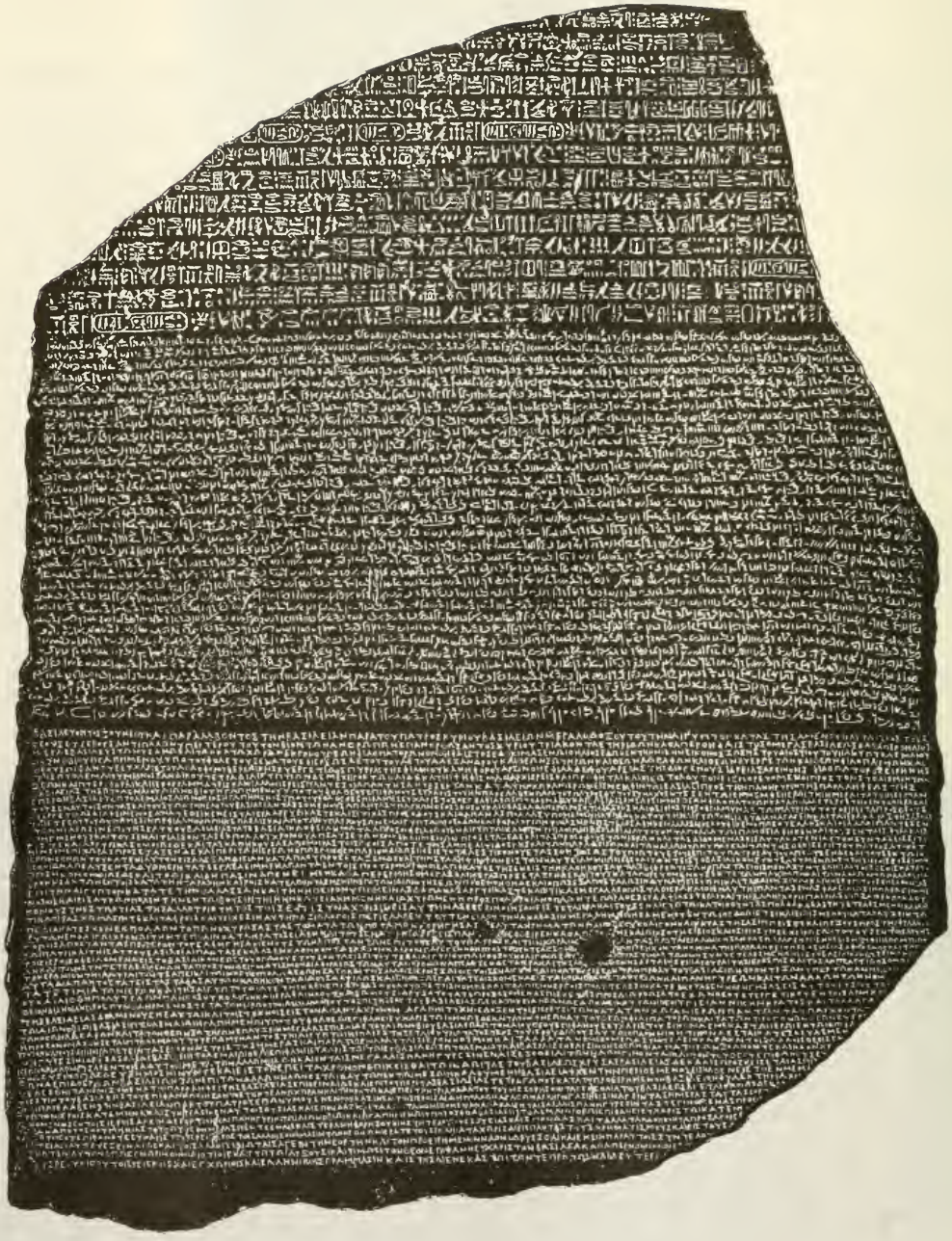
Seite

Abb. 1. „Indianerzeichnung“ (nach Velhagen und Klasing's Monatshefte 18 (1904) S. 548) 4
Abb. 2. „Grabstein eines Häuptlings“ (nach Velhagen und Klasing's Monatshefte 18 (1904) S. 548) . . . 4
Abb. 3. „Ein Indianerbrief“ (nach Weule, Vom Kerbstock zum Alphabet (20. Aufl.) S. 84, Abb. 36) . . 4
Abb. 4. „Die mexikanischen Stämme“ (nach Jensen, Geschichte der Schrift (2. Aufl.) S. 121, Abb. 118) 5
Abb. 5. „General Maynadier“ (nach Mallery, Picture-writing of the American Indians, 10th Annual Report of the Bureau of Ethnology 1888/89 (1893) S. 569, Abb. 919) 5
Abb. 6. „Aus den Wintererzählungen des Einsamen Hundes“ (nach Jensen, Geschichte der Schrift S. 27, Abb. 22) 6
Abb. 7. „Aus Wolkenschilds Wintererzählung“ (nach Mallery, Picture-writing of the American Indians, 10th Annual Report of the Bureau of Ethnology 1888/89 (1893) S. 569, Abb. 809) 7
Abb. 8. „Aus Batista Goods Wintererzählung“ (nach Mallery, ibd. S. 324, Abb. 410) 7
Abb. 9. „Ein Indianerbrief“ (nach Breasted, Ancient Times S. 39) 7
Abb. 10. „Die Flutgeschichte der Delawaren“ (nach Weule, Vom Kerbstock zum Alphabet (20. Aufl.) S. 14, Abb. 6) 8
Abb. 11. „Sprichwörter der Ewe-Leute“ (nach ÄZ. Bd. 49, Taf. 1b) 8
Abb. 12. „Der Mexikanische Katechismus“ (nach Seler, Gesammelte Abhandlungen Bd. 1, S. 289ff.) . . 9
Abb. 13. „Beginn der Wanderung der Azteken“ (nach Seler, Ges. Abhandlungen Bd. 2, S. 34) 11
Abb. 14. „Proklamation von Vandiemensland“ (nach Berger, Histoire de l'écriture S. 12) 13
Abb. 15. „Der die Fremdvölker bändigt“ (nach Lepsius, Denkmäler, 3. Abteilung, Taf. 149b) 19
Abb. 16. „Mexikanische Städte“ 19
Abb. 17. „Mexikanische Städte“ 19
Abb. 18. „Begriffszeichen“ 23
Abb. 19. „Wortzeichen in ideographischer und phonetischer Verwendung“ (nach Sethe, Schriftsystem S. 17, Tab. 5) 27
Abb. 20. „Entwicklung der hieroglyphischen, hieratischen und demotischen Schrift“ (nach G. Möller, Die Buchschrift, Zeitschr. d. D. Vereins für Buchwesen und Schrifttum 1919 Nr. 7/8) 33
Abb. 21. „Wortzeichen mit vorangestellten phonetischen Komplementen“ (nach Sethe, Schriftsystem, Tab. 7) 35
Abb. 22. „Wortzeichen mit herumgruppierten phonetischen Komplementen“ (nach Sethe, Schriftsystem, Tab. 8) 35
Abb. 23. „Ignorierung der Vokale und Silbenteilung“ (nach Sethe, Das hierogl. Schriftsystem S. 17, Tab. 6) 36
Abb. 24. „Die Zeichen der Sinaischrift mit ägyptischen Vorbildern und ihren möglichen phönizischen, südsemitischen und griechischen Entsprechungen“ (nach Sethe, Die neuentdeckte Sinaischrift (Nachr. d. Göttinger Ges. d. Wiss. Mitt. 1917) S. 442/43) 58

a) Die Narmer-Palette
(nach Quibell, Hierakonpolis Bd. 1, Taf. 29)



b) Ausschnitt aus der Geschichte des Bauern (um 1800 v. Chr.)
(Sethe, Schriftsystem, Taf. 2)



Der Stein von Rosette
(nach Erman-Ranke, Taf. 1)

5062-36 4